

# Die Neue Welt.

Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 9.

1881.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

[1880]

## Die Schwestern.

Roman von W. Kaufsky.

(8. Fortsetzung.)

### Fünftes Kapitel.

Während Elvira nun in der That und so rasch als möglich die Wohnung des Schulmeisters zu erreichen suchte, schritt ihre Schwester Marie, die Hofrätthin am Arme, die sich an diesen krampfhaft festhielt, langsam die Straße und den Platz entlang. Sie kamen durch den alten Schloßhof, durch das Thor und die ehemalige Zugbrücke, die ihre Maschinerie aufgegeben und nun unverrückbar auf festen Pfeilern ruhte. Gleich vor dem Stadthor fingen die Anlagen an. Sie waren ein Tummelplatz der Jugend, und heute, an dem ersten milden Abend, waren die Kinder alle den dunklen engen Stuben, in die sie so lange gebannt gewesen, entlaufen und tummelten sich in wilder, ungezähmter Lust, im tollsten Uebermuth hier im Freien herum. Die verwegensten Sprünge wurden vollführt, unglaubliche Körperübungen erfunden, und dann jagten und trieben sie sich ganz ohne Zweck hierhin und dorthin, oder kämpften anfänglich zum Spaß und prügelten endlich tüchtig mit den Fäusten aufeinander los, ohne durch die erlangten Prüffe und Beulen und Wunden sich auch nur im geringsten in ihrer fröhlich ausgelassenen Stimmung, in ihrem Herzensjubel stören zu lassen. Selbst das empfindlichste Mutterjöhnchen, das sonst über jede Hautverletzung in Heulen ausbrach, lachte heute über blutige Merkscheine, und sich als Held fühlend, schrie und tobte es noch ärger als die schon Abgehärteten. So erfüllte denn ein Geschrei von Kinderstimmen und weithin tönender Jubel die Luft.

Die Hofrätthin schalt und wollte sich die Ohren zuhalten. Marie hingegen fühlte ihr junges Herz zu gleicher Fröhlichkeit gestimmt. Auch sie empfand das Hereinbrechen des Frühlings, das auch in das Menschengemüth ein Knospen und Treiben und Sehnen bringt, ein geheimnißvolles Ueberquellen aller Kräfte, aller Lebensäußerungen. Auch sie athmete mit Entzücken die mildere Luft, die leise bewegt ihre Wangen umschmeichelte, auch sie verspürte den erfrischenden Erdgeruch, der wie mit Weilchenduft untermischt ihr entgegenströmte. Und sie erfreute sich an den fröhlichen Kinderstimmen und an dem ungetrübten Kinderglück. Sie hätte unter sie springen, sie an den Händen fassen, mit ihnen tanzen und herum sich jagen und sie dann herzen und küssen mögen. Und war sie denn nicht selbst noch ein Kind, so rein, so gut und so glücklich wie ein Kind?

Die Hofrätthin aber hielt sie fest und hielt sie warm, und gestattete den ungeduldigen Füßchen ihrer Begleiterin nicht, ein etwas rascheres Tempo einzuschlagen, sie mußte den mehr als

bedächtigen Schritt der „matten“ Hofrätthin respektiren. Immer weiter kamen sie hinaus und immer seltener wurden die Häuschen.

Die Frau Hofrätthin wohnte in der That sehr weit draußen; aber diese ländliche Zurückgezogenheit hatte ihren guten Grund. Das Haus, es war das letzte des Dorortes, gehörte einem Freunde ihres seligen Mannes, und dieser hatte ihr die Wohnung darin fast umsonst überlassen.

Dies vorlezte der weitauseinanderliegenden Baulichkeiten war eine Schenke, die meist von arbeitscheuen Individuen, nur selten von Arbeitern, besucht war. Sie näherte sich jetzt derselben. Da ertönten laute, lärmende Knabenstimmen hinter ihnen her, spottende Rufe und hierauf ausgelassenes Gelächter.

Die Hofrätthin wandte sich erzürnt um, um nach der Ursache dieses Spektakels zu sehen.

„Diese höllischen, gottverfluchten Buben,“ rief sie, „sind sie denn heute alle losgelassen, und können wir ihnen nicht entriunen?“

In der That, es war eine ansehnliche Rotte von Straßensingen, die sich da heranzwälzte und in deren Mitte sich ein graubärtiger, ganz herabgekommener Mann befand, den sie umjohlten und umtanzten, an dessen zeretzten Kleidern sie rissen und zerzten, dem sie den Hut antrieben und dergleichen abscheuliche Späßchen mehr verübten.

Der Alte schien dieser Angriffe nicht einmal zu achten, nur hie und da, wenn ihm einer gar zu frech an den Leib rückte, streckte er die Hand nach ihm aus, und der also Gefaßte konnte sich dann nur durch Zurücklassung einiger Loden retten, er aber taumelte seinen Weg weiter und sang dabei mit einer Stimme, die noch immer sonor klang, die letzten Strophen eines alten Volksliedes in unendlichen Wiederholungen. So oft er an der einen Stelle anlangte, wo es hieß: „Du bist einmal einmal mein Schatz gewest, — Jetzt ist die Liebchaft aus,“ — und er seine Stimme zu besonderm Ausdruck erheben wollte, schnappte sie über, und die ausgelassene, ihn umringende Schaar schrie dann bravo, bravo! und klatschte wie besessen in die Hände.

Als die Hofrätthin des Mannes ansichtig ward, faßte sie erschreckt Mariens Arm noch fester.

„Der Bschmichel, der närrische Schuster ist's!“ rief sie. „Er soll den Säufervahnsinn haben, — wenn er mich bemerkte, wenn er auf mich los käme, ich stürbe vor Angst. Kommen Sie doch, Marie, kommen Sie rascher.“

Diese suchte die Hofrätthin zu beruhigen; sie stellte ihr vor, daß dies ein bedauernswerther, unglücklicher, keineswegs ein böser

oder gefährlicher Mensch sei, und daß er selbst den Kindern, die ihn oft grausam necken und verhöhnen, nie ein ernstliches Leid zugefügt habe.

„Sehen Sie nur, Frau Hofrätthin,“ sagte sie mit einem kurzen Rückblick, „er bleibt jetzt stehen, wir brauchen nicht zu laufen, und da fängt er wieder zu singen an. Es liegt etwas Melancholisches in diesem Lied, das er immer singt, und in seiner tiefen, angegriffenen Stimme. Tante Luise sagt, er müßte, solange er nicht durch den Trunk sich so heruntergebracht, eine herrliche, eine gewaltige Stimme besitzen haben.“

„Aber ich bitte Sie, wer bekümmert sich darum, höchstens Fräulein Luise, die achtet sogar auf die Stimme eines Säufers, es ist empörend.“

„Ich finde es traurig,“ sagte Marie, die den Ausruf der Hofrätthin in einem andern Sinn gedeutet. „Der Mann war nicht immer so, er ist ein braver, fleißiger Arbeiter gewesen, der sich viel verdiente und der in der ganzen Stadt geschätzt war. Man sagt, seine Frau, die er sehr lieb hatte, sei mit einem andern durchgegangen; seitdem hat er sich dem Trunk ergeben.“

Lobendes Gelächter erscholl wieder hinter ihnen her, die Gruppe setzte sich in Bewegung, auch der Trunkene taumelte vorwärts.

Die Hofrätthin fing abermals zu laufen an und hielt erst, als sie an der Schenke vorübergekommen waren, keuchend inne.

„Geben Sie acht,“ sagte sie zu ihrer Begleiterin, „der Glende wird in die Schenke eintreten, und obwohl er nicht mehr auf den Füßen stehen kann, wird er aufs neue zu trinken anfangen.“

Es war in der That so. Der Mann taumelte in das Schanklokal, in welches man von der Straße aus eintreten konnte, und wurde von den Anwesenden mit roher Heiterkeit empfangen.

Die Hofrätthin schlug, über soviel Laster und Verthiertheit entsetzt, die Hände zusammen und begann hinter ihrem Mundtuch einen Sermon über das stete Tiefsinken der unteren Klassen, von dem Marie glücklicherweise nicht viel verstand, der aber erst, nachdem sie ihr Wohnhaus erreicht, ein Ende fand. Marie mußte mit hinaufkommen. Die kleinen Zimmerchen der Hofrätthin waren übermäßig geheizt, und das junge Mädchen vermeinte in dieser Atmosphäre fast zu ersticken, dennoch blieb sie auf die dringenden Bitten der alten Dame, die sich furchtbar erschöpft und angegriffen fühlte, von unzähligen Leiden sprach, die sie verspürte, und dabei beständig hin und her trippelte, um Spitzen und Bänder auszuwischen, und endlich mit dem Ansinnen hervortrat, Mariechen, ihr gutes, liebes Mariechen müsse ihr daraus für den Ball eine Coiffüre machen, niemand könne das so wie sie, und sie werde sie dafür noch tiefer ins Herz schließen.

Marie wollte das Material einstecken und versprach, morgen das fertige Produkt zu schicken. Damit zeigte sich die Hofrätthin aber keineswegs zufrieden; sie wünschte, sie solle sie hier und so gleich machen, sie sei ja schnell mit allem fertig und sie könne da die Façon und den Kuppuz an ihr probieren. Die Rücksichtslose schien es garnicht in Betracht zu ziehen, daß das junge Mädchen, das ihr eine so willfährige Begleiterin gewesen, den Rückweg nun allein und im Dunkeln anzutreten habe, und Marie, obwohl sie mit einiger Besorgniß daran dachte, war doch viel zu gutmüthig, um einer an sie gerichteten Bitte nicht zu willfahren.

Sie suchte mit ihren flinken Händen sich nun bestmöglichst zu beeilen, aber die Hofrätthin war nicht leicht zufriedenzustellen, und einmal war ihr die Riische zu dicht, dann wieder zu dünn, einmal wollte sie die Schleife rechts, dann wieder links haben, und das Ding wäre wohl niemals fertig geworden, wenn Marie nicht endlich erklärt hätte, sie müsse nachhause, da ihre Mutter über ein allzulanges Ausbleiben leicht besorgt sein könnte. Sie hatte sich noch beim Pintsch, bei dem Kanarienvogel und bei dem grünen Papagei zu empfehlen, und nachdem sie der Hofrätthin die Hände geküßt und dafür einige gute Lehren erhalten hatte, wurde sie endlich in Gnaden entlassen.

Als sie auf die Straße trat, war es vollständig Nacht; nicht einmal eine Straßenlaterne erhellte diese Gegend, und das Licht des sichelförmigen Mondes und der Sterne war durch rasch ziehendes Gewölk verdunkelt, das diesen nur von Zeit zu Zeit einen Durchblick gestattete. Marie blieb stehen und sah mit weitgeöffneten Augen einige Minuten in die stille, ruhige Nacht hinaus. Nichts regte sich umher, kein Mensch schien unterwegs. Sie zog das Tuch fester um ihre Schultern, denn sie fand die Luft jetzt, wo sie aus der überheizten Stube trat, empfindlich kühl. Nachdem sich ihre Augen an die Dunkelheit gewöhnt und die nächstbefindlichen größeren Objekte zu unterscheiden vermochten,

eilte sie mit raschen Schritten vorwärts. Wieder mußte sie an der Schenke vorüber. Drinnen waren Lichter angezündet, aber der Qualm und Dunst, der sich in dem niedern Lokale entwickelte, trübte ihre Strahlen; durch die Glashür fiel ein breiter Streifen dieses röthlichen Lichtes auf die Straße und wirkte hier durch den Kontrast etwas heller.

Als Marie diesem einzig erleuchteten Fleck sich näherte, schrak sie zurück. Sie hatte einen dunklen, massigen Gegenstand bemerkt, der in der Mitte der Straße lag und sich zu bewegen schien.

Was war das? Jetzt lag es wieder ganz unbeweglich. Sie wollte rasch daran vorüber; da traf ein leises Nschzen ihr Ohr. Sie fuhr zusammen. Es war ein Mensch, der sich da im Staube wälzte, ein Betrunkener. Der Schuster fiel ihr ein, den sie vor einer Stunde in die Schenke treten gesehen und den sie nun wohl zur Thür hinausgeworfen hatten. Ein Abscheu überkam sie vor dem Tiefsinken, sie schüttelte sich, und ihm weit ausweichend, die Augen abgewendet, ging sie weiter und an ihm vorüber. Ein lautes Stöhnen ließ sie innehalten. Sie besann sich einen Augenblick, dann kam sie mit raschen, entschlossenen Schritten grade auf den dunklen Gegenstand los. Sie sah näher hin; es war der Schuster, und er lag hier auf dem steinigen, frisch angeschotterten Boden. Ihr Mitleid war erregt.

„Mann, stehen Sie auf,“ sagte sie, „ermuntern Sie Sich, Sie können hier nicht liegen bleiben.“

Die gute Marie hatte noch nie mit einem Betrunknen zu thun gehabt und sie sprach ihn in ihrer menschenfreundlichen Weise mit Sie an.

Nichts antwortete ihr. Es wurde ihr bange um den Mann, und sich tiefer hinabbeugend, faßte sie ihn an der Schulter. Aber sie ließ ihn rasch wieder los. Die Ausdünstung dieses Menschen war entseßlich, sie erregte ihren Ekel, zugleich hatten ihre Finger eine warme Feuchtigkeit gefühlt, die sein Haar und seine Kleider tränkte.

„Blut,“ rief sie laut, „Blut!“ Der Arme war mit dem Kopf gegen die Steine aufgefallen und hatte sich eine Verletzung beigebracht, das schien ihr klar, und niemand kümmerte sich um ihn und niemand brachte ihm Hülfe. Mußte sie's nicht thun? Gewiß, die Menschlichkeit gebot es, — konnte sie noch einen Augenblick schwanken? Sie wollte in die Schenke treten und Leute herbeiholen. Schon wollte sie sich entfernen, da vernahm sie das Rollen eines Wagens, der in rascher Fahrt sich näherte. Wie ein Dolchstich durchfuhr sie der Gedanke, daß dieser in den nächsten Augenblicken hier vorüberkommen müsse, daß der Kutscher in der Dunkelheit den am Boden Liegenden nicht bemerken und über seinen Körper dahinflasen könnte. Sie stieß einen Laut des Entsetzens aus, und ohne sich weiter zu besinnen, sprang sie auf den Unglücklichen zu und begann ihn mit aller Kraft zu rütteln.

„Stehen Sie auf, ein Wagen kommt, stehen Sie auf!“ Der Mann rührte sich nicht.

Lauter und immer lauter, näher und näher rollte es heran; jetzt sah sie zwei feurige Sterne, die wie im Fluge herbeikamen, es waren die Wagenlaternen.

„Zu Hülfe!“ schrie sie laut. „Zu Hülfe!“ Der Wagen, der auf der frisch geschotterten Straße daher rasselte, überlötete den Ruf.

„Zu Hülfe!“ schrie sie abermals, halb besinnungslos vor Angst und Schreck. „Himmliche Barmherzigkeit, kommt denn niemand, er wird ihn erreichen, er ist verloren!“

Sie vernahm das Schnauben der Pferde; da sprang sie vor den Bedrohnen und stellte sich den Pferden entgegen. „Zurück, schrie sie, zurück!“

Sie schrie es mit der Kraft der Verzweiflung. Das Tuch war ihr entfallen, der röthliche Schimmer, der aus der Thür fiel, umwob die zarte Mädchengestalt und ließ sie, wie eine Lichterscheinung, aus dem dunklen, nächtigen Grunde hervortreten. Sie stand fest auf den Füßen, das Haupt, der Körper waren etwas zurückgebeugt, die hochgehobenen Arme wie zur Abwehr dem heransausenden Gespann entgegengestreckt — im nächsten Augenblick mußte es sie erreicht haben.

Im jähen Ruck wurden jetzt die Pferde zurückgerissen. Der Wagen hielt, als seine Deichsel nur mehr zwei Schritte von dem Mädchen entfernt war.

„Höll und Teufel, tausend Donnerwetter, was ist das?“ schrie der Kosselenker, der jetzt vom Wagen heruntersprang und die zitternden Thiere am Halfter faßte, um sie zurückzudrängen. „Will sich das Weibsbild ums Leben bringen, oder was sonst?“ Er machte seinem Schreck, seinem Unmuth durch weitere Flüche Luft.

Ein einsamer Fußgänger hatte ebenfalls den Schrei gehört; auch ihm war, wie ein Phantom für einen Augenblick die Gestalt bemerkbar geworden, die in der Mitte der Straße sich den heranstürmenden Pferden entgegenwarf. Auch er hatte einen Ausruf des Schreckens nicht unterdrücken können und er hatte seine Schritte beschleunigt, um den Schauplatz dieses Ereignisses zu erreichen.

Zugleich ward die Thür der Schenke aufgerissen, der Wirth und seine Gäste liefen herzu.

„Was gib't's, was ist geschehen?“ riefen sie alle wie aus einem Munde. „Ah, der Fleischer Frühlwirth mit seinem Zeug, der Sakerloter! Hast wieder ein Unglück angestellt?“ Hierauf das Mädchen bemerkend, drängten sie sich an sie heran, sie befragend, ob ihr was geschehen sei.

Marie schüttelte verneinend den Kopf. Sie vermochte nicht, zu sprechen, ihr Herz pochte in furchtbaren Schlägen, ihr Körper zitterte, ihre Glieder waren wie gelähmt. Sie wies mit den Augen auf die Gestalt am Boden.

Die Männer beugten sich zu derselben herab. Als sie den Schuster erkannten, brachen sie in ein rohes Gelächter aus.

„Der war' also bald wieder unter die Räder gekommen? Hahaha, das besoffene Schwein.“

„Das thut ihm nichts und wenn's ihm alle Rippen zerbrochen hätt.“

„Und wenn's ihm die Ruttelein zerquetscht hätt, der sickt sich alles mit Branntwein wieder zusammen.“

„Der hat schon so was öfter durchgemacht, der Pechmichel.“ So riefen sie durcheinander.

„Er blutet,“ sagte Marie; ihre Stimme war völlig erloschen.

„Geh aus dem Licht,“ rief der eine jetzt einem andern zu, „stell dich nicht grade vor die Thür, damit wir sie doch ein bißel sehen können, damit wir doch wissen, ob sie jung oder alt ist.“

Die allgemeine Aufmerksamkeit wandte sich jetzt dem Mädchen zu, auf welches einen Augenblick lang der schwache Schein aus dem Innern der Stube fiel.

„Hübsch, hübsch, sehr hübsch, bei meiner Seel!“ rief der erste, ein verlumpter, übelaussehender Mensch von etwa vierzig Jahren.

Die übrigen waren derselben Meinung.

„Na, zittern Sie nur nicht,“ bemerkte der Wirth, „der Kerl ist's nicht werth, — aber was wollten Sie denn mit ihm?“

Ein junger, stämmiger Bursche, der ihr auch ins Gesicht gesehen, stufte den Wirth.

„Was sie mit ihm wollte? Dumme Frage, sie hat ihm das Leben gerettet,“ sagte er.

Der Fleischer verließ auf einen Moment die Pferde und kam herbei.

„Der helle Wahnsinn war's, das sag' ich,“ rief er noch immer erboht. „Meine Pferde sind im schnellsten Lauf und sie stellt sich vor sie hin wie ein Barrierefod. So was verdient eigentlich“ — er trat ihr ganz nahe und sah ihr ins Gesicht, — „Jesus Maria Joseph!“ rief er, einen Schritt zurücktretend. „Die Fräulein Marie! Ist's möglich, sind Sie's wirklich? Nein, so was! Ein Fräulein aus so einem Haus, und grad' vor meine Pferde, und wegen so einem Kerl! Aber Fräulein Marie — Sie haben's nur meiner festen Hand zu verdanken, daß Sie noch leben. Aber wer hätt' sich das gedacht, wie kommen Sie auch nur daher und allein?!“

„Ich hatte mich bei einem Besuch verspätet und wollte rasch nachhause,“ stammelte Marie, die die Nothwendigkeit fühlte, dem Manne eine Erklärung zu geben.

„Und im Finstern ist sie halt über den Pechmichel gestolpert,“ lachte der Wirth, „und das war halt für sie ein Pech.“ Er lachte noch lauter über seinen Witz.

„Einerlei, brav war's doch,“ erklärte der Stämmige, „und muthig obendrein!“

„Ja, das war's!“ riefen alle übrigen.

Meister Frühlwirth schüttelte den Kopf. „Brav ja, zugegeben, aber unvorsichtig, und so eine Fräul'n, wie die Fräul'n Marie, die hat's nicht nothwendig, sich wegen so einem Saufaus da aus-zusehen, und die Sträng' sind mir auch bei der G'schicht' zer-rissen.“ Er sah wieder nach den Pferden.

„Und der Meister Frühlwirth hätt's auch nicht nöthig, wie der leibhaftige Teufel selber zu lutschiren,“ schalt der Stämmige, der für Marie Partei nahm. „Es gehört sich garnicht, mit dem Gespann so durch den Ort zu rasen, aber meiner Seel, die Fräul'n hat höllisch Courage gezeigt, und allen Respekt davor.“ Er schaute sie sehr verliebt an und fuhr fort: „Aber ich meine, Sie sollten ein bißel hereinkommen und sich stärken,“ — er wies nach der Schenkstube, — „ich mein', das könnt' Ihnen gut thun, Sie sind ja eh' ganz hin.“

Der Wirth wiederholte die Einladung. „I freilich, Sie müssen herein, Fräulein, Sie werden mir doch die Ehre erweisen. Den Pechmichel werf's in die Scheune!“ befahl er zweien seiner Haus-leute, die den Unglücklichen aufgehoben und nun forttrugen.

Jetzt wagte sich der Bierzigjährige auch mit einer Galanterie hervor:

„Da nennen's ihn den Pechmichel,“ grinste er, „ich sag' er ist ein Glückskerl, so ein hübsches Fräulein thut sich da vor ihn hinwerfen, unsereinem geschieht so was nicht, und ich war doch schon oft genug besoffen.“ Er fuhr ihr mit der Hand gegen das Gesicht, als wollte er ihr Sinn erfassen.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein Musterinstitut für volksthümliche Naturkunde; der botanische Garten zu Breslau.

Von Rothberg-Lindener.

(Schluß.)

In der That ist diese Besorgniß nicht ungegründet, da grade in den Kreisen der ländlichen Bevölkerung, bei der man wegen der häufigeren Berührung soviel Kenntniß dieser Gewächse voraussetzen sollte, um die eßbaren von den schädlichen zu unterscheiden, alljährlich eine ganze Anzahl Vergiftungsfälle eintreten. Indem also durch diese Ausstellung auch dem weiblichen Theil der Bevölkerung, der ja meist den Lebensmitteleinkauf besorgt, Gelegenheit geboten wird, seine Pilzkunde auf eine sichere Grundlage zu bringen, ist damit zugleich ein höchlich anzuerkennendes Beispiel geliefert, daß auch streng wissenschaftliche Universitätsinstitute in zuvorkommendster Weise in weiterer Linie dem allgemeinen Besten dienen können, ohne ihrer Würde etwas zu vergeben.

Vor diesen großen Gewächshäusern erstreckt sich ein weiter Raum, mannichfach abgetheilt, mit nur wenigen und meist kleinen Bäumchen besetzt und daher der Sonne zugänglicher, der in mehreren tausend Arten die perennirenden, d. h. in unserm Klima im Freien ausdauernden, alljährlich frisch treibenden Gewächse enthält. Von diesen eingeschlossen ist eine Abtheilung, unmittelbar vor dem Palmenhause, der charakteristischen Darstellung der chinesischen und japanischen Flora, in mehr als 500 Arten, gewidmet. Sie ist sowohl durch ihren zu jeder Jahreszeit reichen Blüthenschmuck, als auch vom Nützlichkeitsstandpunkt aus anziehend. Daneben findet im Schutze von Nußbäumen amerikanischer (Hickory) und kaukasischer Herkunft noch eine sehr bemerk-

würdige Sammlung exotischer Nadelbäume Aufstellung, von deren überhaupt vorhandenen etwa 400 Arten hier gegen 250 vertreten sind. Da sehen wir die barocken Gestalten der Araucarien, die historischen Cedern vom Libanon, sowie solche vom Atlas und vom Himalaya; wir finden ferner den Dammarharzbaum von Neuseeland und die, lange Zeit für den höchsten Baum der Welt gehaltne, kalifornische Sequoia (Wellingtonia gigantea) in einzelnen für unsere Verhältnisse ansehnlichen Exemplaren.

Einige benachbarte weitere große Abtheilungen des Gartens sind angefüllt mit einjährigen Pflanzen, von denen die officinell, ökonomisch und technisch wichtigen (wie die Hauptgetreidearten und Gemüsepflanzen der Erde) zu bequemerer Betrachtung den Hauptwegen zunächst untergebracht sind, und bei denen wieder in genauer Etikettirung über Herkunft und Verwendung Auskunft gegeben wird.

Es schließen sich daran, von Bäumen geschützt, Gruppen mit zahlreichen Pflanzen wärmerer Zonen der nördlichen, vorwiegend jedoch der südlichen Halbinsel. So sind Madera und die Kanarischen Inseln in ihren Charakterpflanzen dargestellt. Eiskräuter, Pelargonien, malvenartige und Heidekräuter vertreten die Flora vom Kap. Am umfangreichsten aber ist hier die australische Vegetation vertreten; Neuseeland durch seine baumartigen Schachtelhalm ähnelnden, schattenlosen Kasuarinen, das Festland durch

eine ungemein große Zahl den Familien der Mimosen und Myrthen angehörige Pflanzen. Zu den letzteren gehören die neuerlich so vielbesprochenen Eukalyptusbäume, die Riesen des subtropischen Viktorialandes, die bis 500 Fuß gedeihend, nicht nur



Störche. (Seite 111.)

die kalifornische Sequoia, sondern auch das höchste Gebäude der Erde, den Thurm des kölnner Doms, noch überragen.

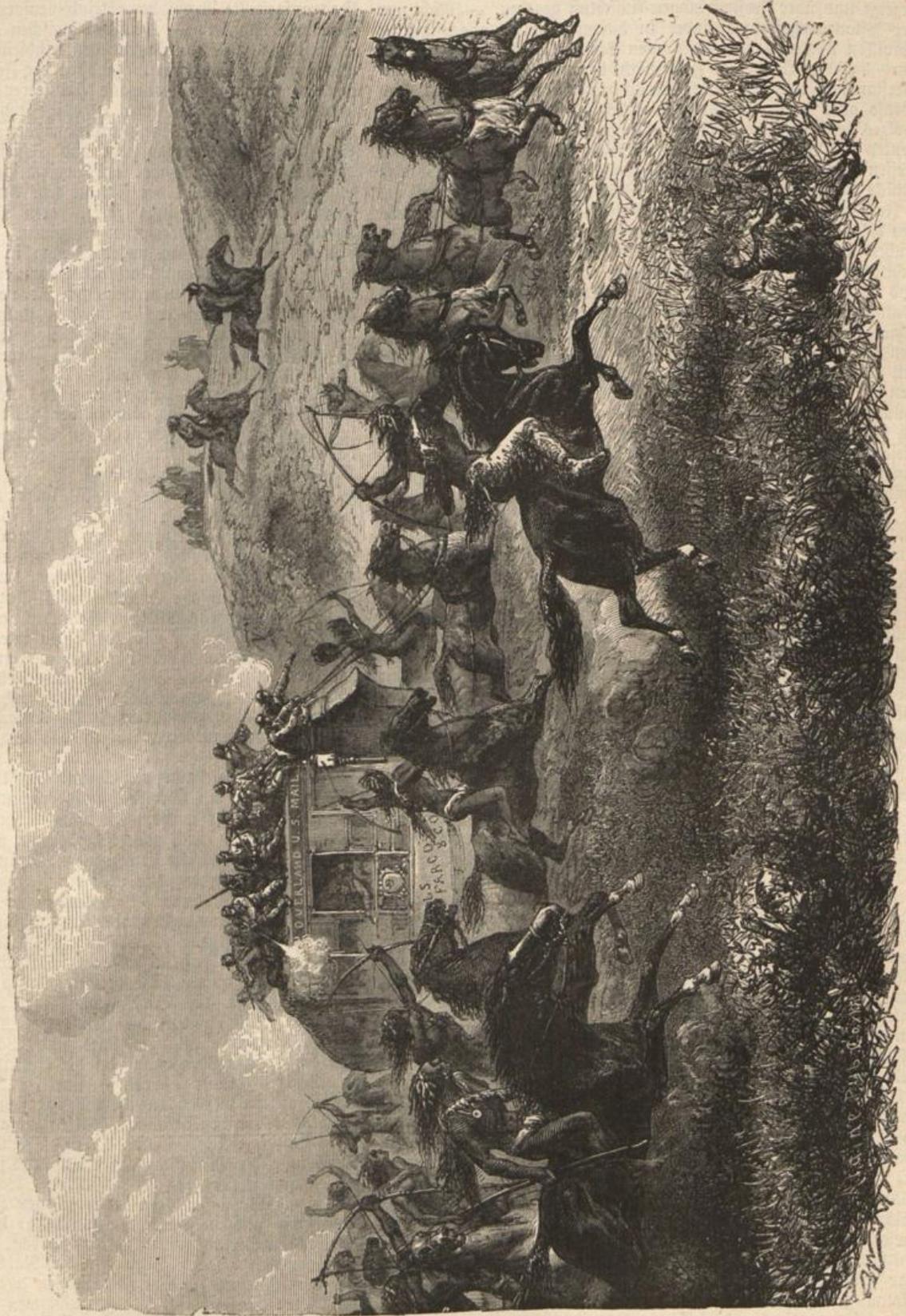
Eine ganz eigenthümliche Partie, ein Farnhain, gebildet von Baumfarn aus Neuseeland und dem australischen Kontinent, in

ansehnlichen 10 bis 12 Fuß hohen Stämmen, — die hier gezogen wurden — und bis 1½ Fuß Dicke erreichend, zieht sich durch Gebüsch bis an den südlich angrenzenden Wassergraben oder Teich, an dessen allmählich nordwärts umbiegendem Ufer sich in wechselnder Breite Anpflanzungen von exotischen, aber bei uns bis zur Ertragung der Winterkälte akklimatisirten Bäumen und Sträuchern des südlichen und östlichen Europas, des nördlichen Asiens und Amerikas hinziehen. Obgleich auch hierunter zahlreiche Hervorhebenswerthe Gewächse sich befinden, wie die Tamarisken, zierliche Bäume, die durch Insektenstich Manna liefern u. a., können wir ihnen doch bei unserer gegenwärtigen, nur orientirenden Wanderung keine eingehendere

Aufmerksamkeit schenken; auch nicht dem Bassin mit heimischen Sumpfpflanzen, welche Anlage zugleich eine Anschauung der Torfbildung gewährt.

Ein Pavillon, aus Eisen und Glas konstruirt, hat schon längst unsere Blicke auf sich gezogen. Er zeigt sich von unten bis oben angefüllt von morphologischen Gegenständen, die zum Gartenmuseum gehören, sich aber zur Aufstellung im Freien nicht geeignet erweisen. Da sind in dem mannichfaltigsten, rohen und bearbeiteten Ab- und Ausschnitten von Bäumen zu finden: eingeschnittene Inschriften, bald in Worten profanen und frommen Inhalts, bald in Kreuzen oder Jahreszahlen bestehend. Zu nicht geringer Ueberraschung, die oft genug zu religiösem Humburg mißbraucht wurde, haben sich solche oft ganz innerhalb der Holzsubstanz, unter hunderten von Holzringen gefunden. Wie Göppert nachgewiesen, kommen diese Erscheinungen daher, daß jede Verletzung der Holzsubstanz des lebenden Baumes nicht verwächst, sondern erhalten bleibt, von den sich neubildenden

Holzschichten überwachsen und überlagert wird, sodaß man nach der Zahl der Holzringe rückwärts zählend, genau die Zeit einer solchen Inschrift bestimmen kann. Das Einwachsen von Knochen, Steinen, Ketten kann an entsprechenden Stücken gesehen werden.



Ein Indianerüberfall. (Seite 112.)

Andere belehren über die nachtheiligen Folgen des Mißhandelns der Obst- und Nuzgbäume durch größere Verletzungen, Abhauen der Aeste oder Verstümmelungen der Wurzeln beim Verpflanzen; andere über Ueberwallungen und Verwachsungen von Bäumen, sowie über das Kopuliren und Veredeln von Obstbäumen. In 4 bis 6 Fuß großen Platten werden die in der Technik so wichtigen

Maserbildungen, von allen zur Verwendung kommenden in- und ausländischen Baumarten, vorgeführt. Ihnen schließt sich eine ziemlich vollständige Sammlung aller im Handel nur vorkommenden Hölzer an, die in der Kunsttechnik benutzt werden. Durch Längs- und Querschnitte von Holzstämmen wird die Ausbildung gezeigt und über Frostwirkungen Aufschluß gegeben. — Nicht nur der Pflanzenphysiologie findet in diesem reichlich ausgestatteten Pavillon Material zu interessanten Studien, sondern nicht minder wird hier dem Land- und Forstwirth, der sein Gewerbe mit vollem Verständniß und zur Verstandesbefriedigung treiben will und ebenso auch jedem, der sich gewerblich mit der Verarbeitung des Holzes beschäftigt, reichlich Belehrung und Anregung zum Nachdenken und Beobachten geliefert. — Nicht weit von diesem Pavillon treffen wir eine weitere morphologische Partie, deren einzelne Stücke sich meist durch ihre ansehnliche Größe auszeichnen: 7 bis 8 Fuß dicke Querschnitte von 500jährigen Fichtenstämmen aus den böhmischen Urwäldern, Querschnitte von 300- bis 500jährigen Eichen und anderen Bäumen. Im Gegensatz dazu veranschaulichen ein ungemein langsames Wachstum nur vier Zoll starke und doch über hundert Jahre alte Stämmchen von Myrthe und Orange. Ueberwallungen, Verletzungen unsrer Waldbäume durch Thiere, und deren Folgen, ferner weitere unbearbeitete Exemplare von Knollen- und Maserbildung, Verwachsungen von Stämmen mit einander und mit fremden Körpern: dienen zur Erläuterung von mit bloßem Auge erkennbaren Eigenthümlichkeiten des Wachstums der Baumwelt und erreichen bei dieser Art Aufstellung im Freien ihren Zweck in weit höherem Grade, als wenn alle diese Gegenstände sich in den Winkeln von nach Zeit und Bedingungen schwer zugänglichen Museen befänden, wo das große Publikum sie in der Regel garnicht aufzusuchen pflegt.

Ein unscheinbarer Bau an und zum Theil in dem diese Partie nach Osten begrenzenden Graben verdient doch ganz erhebliche Aufmerksamkeit. Es ist das ein aus Originalstücken hier wieder aufgestellter Pfahlbau, wie er bei Gelegenheit von Kanalisationsarbeiten 15 bis 20 Fuß unter dem Niveau der Straßen der Breslauer Dominsel gefunden worden ist. Er besteht aus 9 bis 12-zölligen Pfählen von 6½ bis 10 Fuß Länge, auf denen eine doppelte Lage von Balken eingepalzt sind: sie bestehen sämtlich aus Eichenholz. Die Breslauer Pfahlbürger der alten Zeit mögen auf diesem relativ sicheren Inselbau eine lange Reihe von Generationen gelebt haben, nach Göpperts Ansicht bis gegen Ende des ersten Jahrtausends n. Chr., wie Reste von Knochen der Haus- und Jagdthiere beweisen, unter denen sich auch solche des Auerochsen vorfinden, der sich also in diesen Gegenden bei weitem länger, als in dem übrigen Deutschland gehalten hat.

Der botanische Garten gibt uns überhaupt nicht allein von der gegenwärtig unsere Erde belebenden und schmückenden Vegetation ein anschauliches Bild, sondern auf den schon öfters erwähnten Anschlägen und Tafeln ist auch allemal angegeben, wie weit die einzelnen Familien oder Arten in ältere Erdperioden rückwärts zu verfolgen, in welchen Schichten ihre versteinerten Reste noch aufzufinden sind. Einzelne ausgestorbene Arten, welche von größerer Bedeutung und allgemeinerem Interesse sind, hat die Direktion des Gartens durch Aufstellung an passenden Orten der allgemeinen Kenntnißnahme zugänglich gemacht. Bei der zuletzt erwähnten morphologischen Gruppe geschieht dies durch einen fossilen Stamm der mitteltertiären Braunkohlenperiode, der 36 Fuß Umfang besitzt und der überhaupt der größte von allen bekannten derartigen Stämmen (*Cupressinoxylon Protolaris*) ist.

Wir gelangen, nachdem wir noch einen an geschütztem Ort aufgestellten Palmenhain und eine Gruppe von Gewächsen der wärmeren gemäßigten Zone in Augenschein genommen haben, wieder zu einer solchen naturhistorischen Merkwürdigkeit, einem 12 Fuß hohen, 5 bis 6 Fuß im Umfange haltenden, etwas platt gepressten versteinerten Stamm einer *Aukaria*; kleinere Stämme, Nester, Wurzeln lagern noch daneben; die Verwandten dieser Baumart sind noch jetzt zahlreich vorhanden.

Ein schattiges Wäldchen nimmt uns nun auf. Von der denkbaren größten Mannichfaltigkeit von Bäumen auf so beschränktem Raum gebildet, enthält es Vertreter der Laubbäume der nördlichen Zone aller in derselben gelegenen Welttheile, von Asien, Europa und Amerika. Da finden sich Platanen, Magnolien, Tulpenbäume in nächster Gesellschaft fremdländischer und einheimischer Eichen, Nußbäume, Ahorn, Buchen, Pappeln, Weiden, Erlen, Ulmen, Linden, Eichen.

Eine prächtige Hängeesche bezeichnet die Grenze zu einer hochinteressanten Abtheilung des Gartens, einer paläontologischen

Partie, welche dem Beschauer aus dem großen Gebiet der Erdschichtenkunde eine Vorstellung von der Steinkohlenformation geben soll. Zur Einführung sind neben dem Weg von der Hängeesche ab mächtige versteinerte Stämme von Sigillarien und Lepidodendren aufgestellt, wie sie in dieser Formation gefunden werden. Das aufgestellte Profil der Steinkohlenformation fällt — in verkleinertem Maßstab — ein Thal zwischen einer Granitfuppe und einem aus natürlich vorkommenden, sechsseitigen Säulen gebildeten Porphyrkegel. Auf dem Liegendsten der Formation, das ist einer Unterlage von Kalmgrauwacke (flöchlerer Sandstein) aufgebaut, sind übereinander zwei etwa 12zöllige Kohlenflöze von wesentlich horizontaler Richtung, die durch dazwischen lagernde, abwechselnde Schichten von Kohlen sandstein und Schiefertthon getrennt sind, dargestellt. Es ist dabei ein zweimaliger Bruch des ganzen Lagers angenommen, der sich in dem Auftreten eines mittleren Theiles und zweier Flügel zeigt, deren Schichten gegeneinander um ein Erhebliches verworfen erscheinen. Möglichst naturgetreu sind in dem Profil an vielen Stellen in den die Kohle begleitenden Gesteinschichten Abdrücke der schon erwähnten, für die Formation charakteristischen versteinerten Flora angebracht: Sigillarien, Lepidodendren, Koniferen (*Araucarites*), Kalamiten (Schachtelhalme) und Farne, deren in der Jetztzeit noch lebende Verwandte zum Vergleich in der die ganze künstliche Formation bedeckenden Erdschicht wurzelnd zu sehen sind.

Daß diese ganze Anlage trotz des verkleinerten Maßstabes noch mächtig genug ist, beweist der Umstand, daß das Gewicht der dazu verwendeten versteinerten Stämme gegen 500 Centner, das der übrigen Felsmassen aber gegen 6000 Centner beträgt. Wie wir das hier schon gewohnt sind, ist alles möglichst gut bezeichnet und auch an einer ausführlicheren, gedruckten und allgemein verständlichen Erläuterung fehlt es nicht.

Die anstoßende Anlage von Pflanzen der höheren Alpenregion, sowie solcher der subarktischen und arktischen Zonen, welche mit ersterer ja viel Verwandtes haben, betrachten wir am besten bei ihrer im Frühjahr eintretenden Blütheperiode.

Von einem brückenartigen Geländer am südlichsten Theil des Teiches aus gewinnen wir noch einen interessanten Blick auf die Hauptbaumformen, welche das Ufer umfassen. Nicht leicht wird man an einem andern Ort so viel abwechselnde Typen und Baumphysiognomien nebeneinander gereiht finden und ein in dieser Hinsicht so abwechslungsreiches Vegetationsbild vor sich sehen, dessen verschwommenes Abbild das Wasser zum zweitenmale wiedergibt.

Wir betreten dann den letzten Theil des Gartens, dessen größten Raum ein Nadelholzwald einnimmt, in dem alle europäischen und viele nordamerikanische Arten gedeihen und in ihren Schutz wiederum noch zahlreiche fremde und einheimische Farnekräuter, südeuropäische immergrüne Sträucher und Stehpalmen aufnehmen. Nachdem wir noch ein Feld mit perennirenden Gewächsen gemustert, unter denen die größte Familie des Pflanzenreichs, die der Kompositen oder Korbblüthigen sich befindet (wozu Sonnenrosen, Astern u. a.), und nachdem wir uns noch haben mittheilen lassen, daß an diesem Orte Erdthermometer in 1,5 und 10 Fuß Tiefe in den Erdboden eingelassen sind zur Beobachtung der Temperatur des Bodens und ihres Wechselns in den verschiedenen Jahreszeiten, die nächst der Lufttemperatur der wichtigste Faktor des Pflanzenlebens und Wachstums ist — sind wir auf unserm Rundgange an die Eintrittspforte zurückgekehrt.

Weniges konnte allerdings nur im Rahmen dieser Skizze hervorgehoben werden aus dem übergroßen Reichthum an Gegenständen, welche der botanische Garten umfaßt; sind es doch allein an lebenden Pflanzen etwa 12000 Arten. Auch lag uns eine Darlegung der Bedeutung dieses Instituts für die botanische Fachwissenschaft ferner, als die Absicht des Nachweises, daß wir es mit einem für unsere Zeit mustergiltigen Institut für allgemeine Belehrung und wahrhafte Volksbildung, hinsichtlich dieses einen Zweiges der Naturkunde, zu thun haben, sodas jeder, der nur einigermaßen offenen Sinn für die Natur und Zugänglichkeit für eine Belehrung besitzt, die sich in ausgesuchter Weise Mühe gibt, dem Verständniß entgegenzukommen und einen dauernden Eindruck zu hinterlassen, wahrhaft befriedigt die gasliche Schwelle verlassen wird. Nur ein weiterer Schritt wäre noch zu wünschen, damit der Garten die auseinandergesetzten und von seinem derzeitigen Direktor jederzeit betonten Zwecke in noch vollere Maße erfüllen könnte! Sehr viele Ortsbewohner, die das hier Dargebotene gern und dankbar benutzen möchten, sind doch während der ganzen Woche durch ihre Berufsarbeit von dieser

belehrenden Erholung ausgeschlossen, während Sonntags nur Dozenten, Studirenden und ausnahmsweise auch Fremden auf besondere Erlaubniß der Eintritt gestattet ist. Einzelgesuche um Offenhaltung des Gartens auch an Sonntagen wurden bisher mit dem Bemerkten abgelehnt, daß das Gartenpersonal auch seine verdiente Ruhe genießen wolle, andererseits aber doch der Besuch nicht ohne jede Beaufsichtigung gestattet sein könne. In voller Würdigung dieses Grundes scheint uns doch, daß eine Zugänglichkeit wenigstens am Vormittag des Sonntags sich wohl durchführen ließe, einmal da die Inspizierung des Gartens durch eine, höchstens zwei Personen genügen dürfte, wenn deren Aufmerksamkeit nicht, wie an Wochentagen noch von botanischen oder gärtnerischen Arbeiten in Anspruch genommen wird, vor allem aber dürfte sicher sein, daß gerade diejenigen Leute, welche nach angestrengter physischer Arbeit sechs Tage hindurch am siebenten Lust haben, an diesem Ort Belehrung zu suchen, am weitesten davon entfernt sind, bei nicht beständiger Beaufsichtigung Unfug zu begehen. Hat man doch gerade an Wochentagen Gelegenheit, Mißbräuche zu beobachten! Einzelne Ruheplätze, die doch eigentlich zur Benutzung für die durch das Herumwandern und Besichtigung Ermüdeten bestimmt sind, findet man gewöhnlich halbe Tage lang von, endlose Strümpfe strickenden, aus unerschöpflichen Vorräthen Kuchen speisenden, unaussprechlich wichtigen Klatsch wiederläuenden Gebatterinnen besetzt; zuweilen auch kann man bemerken, daß es weniger Flora, die Göttin ist, welche den jungen Mann nach diesem ihr geweihten Revier zieht, als Fräulein Flora, vielleicht auch Rosa, schlichtweg, welche auf der Ruhebänk unter der Trauerweide über die Zeiten ihres zierlich rothgebundenen Gedichtbändchens hinwegschmachtet. Diese grad' an den Wochentagen mit unterlaufenden Alotria werden von dem Direktor nicht nur in humaner Weise als schwer zu hindernde Dinge mit in den Kauf genommen, sie halten ihn auch nicht ab, sowohl un-

ermüdtlich die Einrichtungen des Gartens immer instruktiver zu gestalten, als auch in den öffentlichen Blättern von Zeit zu Zeit auf Veränderungen, bemerkenswerthe Neuheiten, oder die gerade auf der Höhe der Entwicklung stehenden Abtheilungen des Gartens aufmerksam zu machen. In vielen Fällen ist er selbst ein freundlicher Führer für den Garten besuchende Vereine und Gesellschaften, denen er Hervorragendes durch eingehenden Vortrag erläutert.

Viele Leser, welche nicht in einer großen oder Universitätsstadt wohnen, die sich eines derartigen populären Instituts für Naturkunde erfreuen, wie das geschilderte, werden die Frage aufwerfen, ob denn nicht auch anderwärts solche Anlagen hergerichtet werden könnten? Drei wesentliche Dinge gehören freilich dazu: Geld, eine Leitung, die Kenntnisse mit gutem Willen vereint und Ausdauer. Bei dem Breslauer botanischen Garten wird das erstere zwar abgezweigt von der Dotation der Universität (der Etat des Gartens beträgt jährlich etwa 20 tausend Mark), aber für zunächst bescheidenere Verhältnisse würde sich auch in kleineren Kommunen schließlich ein Fonds disponibel machen lassen, wenn man nach andern Seiten weniger rasch wä, Gelder ohne nachhaltigen Zweck zu verpuffen. Schon vorhandene öffentliche Promenaden und Gärten lassen sich allmählich auch dem Belehrungszweck dienstbar machen, wie das der Vorgang der Breslauer Promenade zeigt, wo Etiquette über Namen, Herkunft und etwaigen nicht allgemein bekannten Nutzen oder Verwendung von Bäumen und anderen Gewächsen Auskunft geben, welchem Vorgang Görlich, unter dem Einfluß der dortigen naturforschenden Gesellschaft, sowie auch kleinere Städte gefolgt sind. Mit gutem Willen von maßgebender Seite läßt sich eben viel thun für populäre Bildung; — aber auch durch Ausdauer im festen Begehren von als gut und nützlich erkannten Einrichtungen von seiten des Volkes, damit kann schließlich auch dort etwas erreicht werden, wo kein fachverständiger, guter Wille entgegenkommt!

## China, das Reich der Mitte.

Studie von Maximilian Dittich.

(II. Camoëns, Kleczkowski und Richthofen über China. — Reformatoren und Agitatoren. — Chinas glänzendste Kulturperiode. — Seine größten Dichter. — Ein Vernichtungskrieg gegen die chinesische Wissenschaft. — Tschuhi, der Fürst der Literatur, und Matwanki, der größte Encyclopädist. — Wissenschaftliche und Kunstleistungen der Chinesen. — China marschirt nicht an der Spitze der Kulturvölker. — Ein kaiserliches Testament und eine radikale Denkschrift. — Keime ächter Kultur.)

Ein schönes Reich vom Ruhm genannt  
Ob seines Reichthums ungeahnter Wucht,  
Chinas Gebiet, das bis zur kalten Zone  
Vom heißen Wendegürtel trägt die Krone.

Also sang der größte Dichter der Portugiesen, der, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, ausgiebige Gelegenheit hatte, das himmlische Reich kennen zu lernen: Camoëns.

Auch lebende Kenner Chinas stimmen in den Lobgesang des großen Portugiesen ein. So z. B. der Graf Kleczkowski, der in einem vor wenigen Jahren erschienenen Werke Chinas Verhältnisse schildert, seine günstige Lage, seine Fruchtbarkeit an Feldfrüchten, insbesondere an Reis, dem Hauptnahrungsmittel des chinesischen Volkes, an Thee, Seide, Lein, Hanf, Baumwolle, Tabak, Zucker, seinen ungeheuren, noch fast ganz unerschlossenen Reichtum an Steinkohlen und Mineralien aller Art.

China ist nach Kleczkowski das reichste Land der Welt, seine Industrie sei bewundernswürdig, das handarbeitende Volk in China entwickle einen Fleiß und eine Ausdauer, selbst bei der härtesten Arbeit, ohne Beispiel, es habe die geringsten Bedürfnisse, die man sich nur denken könne, hege die höchste Achtung gegen Vorgesetzte, liebe Ordnung und Friede, sei auf das höchste zuverlässig u. s. w.

Ähnlich, wenn auch nicht so enthusiastisch, sprechen sich andre Chinaforscher aus, so z. B. der berühmte deutsche Reisende Baron von Richthofen, der sich zwar für die gegenwärtigen Zustände des himmlischen Reichs keineswegs erhit, aber für eine garnicht ferne Zeit dem chinesischen Volke eine große Zukunft verheißt.

Wenn das chinesische Volk sich so entwickelt hätte, wie man es in Rücksicht auf seine alte und hohe Kultur hätte erwarten dürfen, so müßte es uns Abendländern nicht nur in jeder geistigen Beziehung gleichstehen, sondern unabsehbar voraus sein.

Sechshundert Jahre vor Christi Geburt hatte China nicht nur seine großen religionsphilosophischen Reformatoren, wie Konfutsje und sein Schüler Mengtse, sondern Gelehrte in reicher Anzahl in den verschiedensten Wissensgebieten, ja sogar schon sozialistisch-kommunistische Agitatoren, deren größte und einflussreichste die beiden Gegner des Mengtse sind, mit denen er polemische Schriften gewechselt und große Disputationen abgehalten hat, nämlich Hening, der die Sache der regierten Handarbeiter gegenüber den regierenden Kopfarbeitern vertrat und selbst der erhabenen Stellung des kaiserlichen Himmelssohnes zum Trotz von der Gleichheit aller Menschen sprach, und der originelle Mitse, welcher völlig kommunistische Wirtschaftsorganisation auf dem Grunde allgemeiner Menschenliebe aufgeführt sehen wollte.

Wie weit die Morallehren der religiösen Reformator damals sich in der Handlungsweise der chinesischen Volksmasse widerspiegelt haben, läßt sich des genaueren heute noch ebensowenig feststellen, als sich die Frage beantworten läßt, wieweit das chinesische Volk damals der Schätze des gelehrten Wissens theilhaftig geworden ist oder wie zahlreich der Anhang der sozialistisch-kommunistischen Lehren des Hening und Mitse und wie berechtigt oder unberechtigt durch den Stand der allgemeinen Geistes- und Charakterbildung dieser Lehren Inhalt war.

Weit näher und unserm Urtheile offener liegt eine spätere Blütheperiode der chinesischen Kultur, die in die Zeit vom 10. bis zum 14. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung fällt.

Am Ende des achten Jahrhunderts nach Chr. waren Araber nach Südjuna gekommen und mochten lebhaft anregend gewirkt haben durch das, was sie, deren glanzvollste Kulturperiode unter der Herrschaft der Kalifen aus dem Hause des Abbas eben angebrochen war, an Wissenschaft und Kunstsinne mitgebracht.

Die politischen Zustände vor dieser Zeit waren einer raschen und glücklichen Kulturentwicklung überaus günstig gewesen. Im Ausgange des sechsten Jahrhunderts hatte Kaoturenti das im dritten in drei große und im vierten Jahrhundert in noch mehr kleinere Herrschaften zerfallene Reich unter seiner Kaisermacht wiedervereinigt. In den darauffolgenden 150 Jahren erhielt sich die Einheit nicht nur, sondern die Kaiser der Thangdynastie vermochten sogar, ihre Macht über ganz Centralasien auszubreiten.

Die um die Mitte des achten Jahrhunderts ausbrechenden inneren Kriege scheinen dem Geistesaufschwung im chinesischen Reiche wenig Eintrag gethan zu haben, theilweise wohl deshalb, weil die durch diese Unruhen auf den Thron gelangende Taitudynastie sich nicht nur militärisch und politisch stark, sondern auch den Wissenschaften und Künsten hold erwies.

Dem stetigen Kulturfortschritt im neunten Jahrhundert folgte die Epoche höchster Blüte im zehnten und elften, wie sie China in ähnlicher Weise wahrscheinlich nie vorher, bestimmt aber niemals nachher zu verzeichnen hatte. Die lyrische Poesie war durch die beiden chinesischen Dichterkönige Tufu und Lihaipe soeben zu höchstem Glanze gelangt. In mannichfaltigen Rhythmen und wohlklingenden Reimen, in spielendem Wortwitz und blumigen Andeutungen gaben die Dichter ihren poetischen Gefühlen Ausdruck, und das Volk nahm solchen Antheil an der Poesie, daß es seit jener Zeit bis jetzt in China für ein Zeichen grober Unbildung gilt, wenn man nicht selbst Verse machen kann. Unter andern Gattungen der Poesie schwang sich auch der Roman zu erstaunlicher künstlerischer Höhe empor. Das Drama hingegen blieb unreif, so unalt dramatische Versuche in chinesischer Sprache sind und so sehr viel Interesse für schauspielerische Darstellungen auch allezeit im Publikum des Reichs der Mitte sich regte. Noch heute ist die chinesische Bühne, auf der nur männliche Schauspieler auftreten dürfen, seit dereinst ein Kaiser sich herbeigelassen, eine Schauspielerin zu heiraten, viel eher die Schule schmachlicher schmutziger Unsitlichkeit und Roheit, als eine Stätte intellektueller und moralischer Volkserziehung, die sie bei allen Kulturvölkern sein sollte.

Die bemerkenswerthesten Erfolge, ja man darf sagen, ewig bewundernswürdige Resultate, wenn auch weit mehr der Menge und des Umfangs der Leistungen nach, als in Beziehung auf ihren Gehalt, lohnten die wissenschaftlichen Bemühungen der erwähnten Jahrhunderte.

Der Vernichtungskrieg, welchen der Kaiser Schihoangti, zweihundert Jahre vor Christi Geburt, gegen die Gelehrsamkeit durch Verbrennung der Bücher und Ermordung hunderter von Gelehrten, deren er habhaft werden konnte, geführt hatte, war die Ursache der ungeheuren Ausbreitung eines die chinesische Literatur besonders charakterisirenden Zweiges, der kommentirenden, frühere Werke erklärenden und kritisirenden Werke. Nur in geringer Anzahl waren die Denkmäler der alten Literatur der furchtbaren Zerstörung entgangen, und nur theilweise und mangelhaft konnte das Vernichtete durch das gute Gedächtniß der Zeitgenossen wiederhergestellt werden. Auf die Ergänzung des Lückenhaften, Erläuterung des Dunkeln, die Widerlegung irrthümlicher Auslegungen u. s. f. verwendete eine ganze Reihe von Gelehrten- generationen den größten Theil ihrer auf das allersparsamste ausgenutzten Zeit.

Der größte dieser vorzüglich in kommentarischen Werken ihre Stärke suchenden Schriftsteller war Tschuhi, der „Fürst der Literatur“, der da lebte im 12. Jahrhundert nach Chr. Eine riesige Arbeitskraft, getragen von bewunderungswürdig vielseitigen Kenntnissen und einem überaus scharfen Verstande, dem noch dazu feiner Geschmack hilfreich zur Seite stand, machte es ihm möglich, in 66 Bänden die wichtigsten Werke der Vorzeit mit seinen Auseinandersetzungen zu beleuchten, und so für die chinesische Gelehrtenbildung Studienmittel zu schaffen, die bis heute zu den maßgebenden gezählt werden. Trotz dieser seiner gewaltigen kommentirenden Thätigkeit verzichtete Tschuhi keineswegs auf originale Schriftstellerei, vielmehr legte er in einer großen Menge von Lehrbüchern über Politik und Naturphilosophie, Moral und Pädagogik seine eignen Gedanken systematisch geordnet nieder.

Noch ein andres Gebiet der Literatur ist von den Chinesen in einem Maße angebahnt worden, wie von keinem andern Volke. Es ist dies das Gebiet der encyclopädischen Werke, d. i. derjenigen Sammelwerke, welche eine Uebersicht über alle Wissensgebiete, ihren Inhalt und ihre Geschichte, oder zum mindesten über mehrere, sonst von einander getrennte Wissenschaften geben sollen. Zu einer in Wahrheit ungeheuren Ausbildung ist die encyclopädische Literatur in China gelangt, in den einzelnen, oft von mehreren Gelehrten- generationen gemeinschaftlich verfaßten Werken sowohl, als in der Ausbreitung des ganzen Literaturzweiges.

Das größte derartige Werk, von dem wir Kunde haben, befindet sich in der kaiserlichen Bibliothek zu Peking; neben ihm erscheinen unsere großen Konversationslexika mit ihren 15 bis 20 voluminösen Bänden, wie die Maus neben dem Elephanten: es zählt über 22 000 Bände!

In derselben Blütheepoche wie Tschuhi, nur etwa ein Jahrhundert später, lebte der größte chinesische Encyclopädist: Matwanli. Sein Wissen, vereint mit größter Urtheilsschärfe und einer Arbeitsfähigkeit, welche die des Tschuhi fast noch übertrifft, stellen ihn als Ebenbürtigen den berühmtesten Gelehrten der ganzen Welt zur Seite. In seinem 348 Bücher umfassenden Universalwerke, betitelt „Wanhsingtungkao“, behandelt er alle möglichen Themata aus der chinesischen Landes- und Volkskunde, der Regierungslehre, Gesetzgebung, Nationalökonomie, Religion, Naturlehre, Kultur- und Literaturgeschichte, Ackerbauwissenschaft, Astronomie u. Wie genau die betreffenden Aufzeichnungen sind und wie werthvoll auch für unsre Wissenschaft eindringende Kenntniß derselben wäre, geht u. a. aus dem Umstande hervor, daß sich darin ein vollständiges Verzeichniß der vom Jahre 2158 bis zum J. 1223 vor Christus in China beobachteten Sonnenfinsternisse vorfindet, ferner eine Beschreibung der vom J. 301 nach Chr. bis 1205 unsrer Zeitrechnung wahrgenommenen Sonnenflecken, schließlich eine umfangreiche Mittheilung über den Sternenhimmel und die zwölf Zeichen des Thierkreises aus derselben langen Zeit.

Die Astronomie ist überhaupt immer in China sorgfältig ausgebaut worden, enthält aber neben solchen beachtenswerthen Beobachtungen auch viel sterbenderische Thorheit.

Von den übrigen Einzelwissenschaften sind Philosophie und Geschichte die meistbegünstigten und mit größtem Erfolge behandelten. An Werken über alte Schriftzeichen, über Inschriften und eigenthümliche Ausdrucksarten hervorragender Schriftsteller, vor allen aber an Wörterbüchern sind sie reich. Auch in diesem Fache übertrifft der Umfang ihrer Werke weit den der bezüglichen literarischen Leistungen aller andern Kulturvölker. Das, soviel wir wissen, größte Lexikon der chinesischen Sprache nämlich tritt in der imposanten Zahl von 237 Büchern auf. Ihre Sprache grammatisch zu behandeln, dazu sind die Chinesen nicht gekommen, was ziemlich merkwürdig ist, da sie Versuche grammatischer Bearbeitung bei fremden asiatischen Sprachen, der der Mandschu, der Mongolen u. a. gemacht haben.

Die chinesische Geschichtsschreibung zeichnet sich durch Vollständigkeit und Verlässlichkeit ihrer Mittheilungen aus, soweit es sich um Thatfachen handelt, und erweitert sich vielfach zu ordentlichen Kulturbeschreibungen; wo sie aber, besonders in ihren neueren historischen Werken, sich um die die Thatfachen beeinflussenden Motive der Regierungen kümmern, da färben sie schön, verdunkeln und entstellen nach Leibeskräften. Wir werden weiter unten davon eine Probe geben.

Sehr bedeutend sollen auch die Schätze der chinesischen Literatur auf den Gebieten der Länder- und Völkerkunde, der Ackerbauwissenschaft und Gewerbekunde sein. Dieselben sind bisher nur zum allergeringsten Theile erschlossen; was wir davon wissen, verspricht uns aber eine außerordentliche Bereicherung unsrer eignen Kenntnisse. Den Büchern über Gesetzgebung und Rechtswissenschaft wird Uebersichtlichkeit und logische Konsequenz nachgerühmt; an denen, die von Naturgeschichte und Medizin handeln, hat man auszusagen, daß sie mehr besprechend und in äußerlicher Weise äußerliche Wahrnehmungen aneinanderreihend gehalten sind und nirgend in den Kern der Sache, der Funktionen und Organisationen, in den Zusammenhang von Ursache und Wirkung zu dringen versuchen. Insbesondere liegt die neuere Heilkunde völlig in dem Banne sterbenderischer Aberglaubens.

Von allem, was Mathematik heißt, wissen die Chinesen nichts; sie besitzen nicht einmal Ziffern, sondern schreiben die Zahlworte mit Buchstaben.

Von den Künsten habe ich oben schon die Dichtkunst besonders hervorgehoben; sie verdient es darum, weil sie die einzige Kunst ist, in der die Chinesen sich nach unsern Begriffen als kunstbegabt bewährt haben. In allen übrigen Künsten haben sie es höchstens zur Künstelei gebracht, diese aber in gewohnter Weise zu hoher technischer Ausbildung gebracht. So besitzen sie bedeutende Fähigkeiten in der Knetung weicher Massen, in plastischer Kunst leisten sie aber schon deshalb nichts, weil sie nicht den Menschenkörper darstellen, vielmehr die größte Sorgfalt auf die genaue Nachbildung der Kleiderhüllen legen. In der Malerei liefern sie ängstlich der Natur nachgemalte Schattenbilder in Wasserfarbe oder Tusche; um die Perspektive kümmern sie sich dabei nicht im entferntesten. Ihre Musik ist, trotz des Reichthums an Instrumenten, dessen sie sich rühmen dürfen, an Geigen, Guitarsen, Lauten, Flöten, Drahtharmoniken, Glöden, Trommeln, Pauken u., nichts weiter, als ein greulich unharmonischer, ohrenzerreißender

Spektakel. Den Tanz kennen sie und lassen sich zum Zeitvertreib vortanzen, selber zu tanzen hält jeder gebildete und anständige Chinese für Unsinn und Schande.

Der Ackerbauwissenschaft und Gewerbelehre ist natürlich ein sehr ausgedehnter praktischer Ackerbau- und Gewerbebetrieb vorausgegangen. Ersterer gilt den Chinesen als das feste Fundament aller Staatengebäude, und in letzterem haben sie vielfach eine Handfertigkeit erlangt und sich technische Kunstgriffe angeeignet, mit denen das Abendland vergeblich zu konkurrieren sucht. Die unerreichbar schönen chinesischen Lackwaaren und die nur von den Japanesen an Vortrefflichkeit und Künstlichkeit überbotenen chinesischen Porzellansachen sind allbekannt und werden überall in Museen und auf internationalen Ausstellungen bewundert.

In derjenigen Kunst, welche mit dem Landbau in enger Verbindung steht, in der der Gartenanlagen, der Gruppierung von Bäumen, Blumen und Rasenflächen sind sie uns gleichfalls noch weit voraus, so sehr wir auch die großartigen englischen Parkanlagen und die reizenden Gärten nach französischem Muster, wie wir sie in Europa finden, zu bewundern gewöhnt sind.

Aus dem allen, was wir über chinesische Religion, chinesische Wissenschaft und Künste, Ackerbau und Gewerbe gesagt haben, erhellt bereits, daß die Kultur des Reiches der Mitte neben viel Glanz und Licht auch viel Schatten aufzuweisen hat, und daß der Schluß ein Fehlschluß ist, zu dem man sich berechtigt glauben möchte angesichts des Alters der chinesischen Kultur, der imposanten Höhe, welche bei ihnen schon vor vielen Jahrhunderten einzelne Wissenschafts- und Kunstzweige erreicht hatten, gleichwie in Rücksicht auf die Ueberlegenheit ihrer jede Verlegerung und Belästigung Andersdenkender verschmähenden Religion — der Schluß nämlich, daß dem Reich der Mitte der erste Platz in der Reihe der Kulturländer gebühre und das chinesische Volk das erleuchtetste und glücklichste aller Völker der Erde sein müsse.

Ich habe an dieser Stelle nicht den zehnten Theil des Raums zur Verfügung, welcher dazu gehörte, ein umfassendes Bild der Entwicklung und des gegenwärtigen Standes der Kultur Chinas zu geben. Aber einige Schlaglichter auf die Zustände im „himmlischen“ Reich werden genügen, zu beweisen, daß dem himmlischen Reich nicht der erste, sondern der letzte Platz unter den Kulturvölkern eingeräumt werden muß, und daß, so groß auch das Pächchen Thorheit und Elend ist, an welchem jedes europäische Volk zu tragen hat, dennoch auch das ungebildetste und unglücklichste, selbst Russen und Türken nicht ausgenommen, den Chinesen voranzieht.

Chinesische Geschichtsschreiber mögen zunächst selbst reden. Seit mehr als einem Jahrtausend schreibt jede Regierung die Geschichte der vorangehenden und legt dabei meist die Mittheilungen zugrunde, welche ihre Vorgängerin selbst hinterlassen hat. Daß solch' eine Geschichtsschreibung unparteiisch ausfallen könnte, wird niemand glauben, charakteristisch wird sie aber auch gegen den Willen und trotz aller Verschleierung und Entstellung der tatsächlichen Verhältnisse ausfallen.

Solch' eine chinesische Geschichtsquelle, das Testament des Kaisers Taokuang, der von 1820 bis 1850 regierte, also vor kaum einem Menschenalter noch gelebt hat, enthält folgende interessante Ausführungen:

„Seitdem das Reich von Seiner verstorbenen Majestät des wohlthätigen, einsichtigen Ahnen (nämlich des Kaisers Kiating, 1796—1820) uns (dem Taokuang) anvertraut wurde, seitdem seine Gnade uns erleuchtete, sind 30 Jahre verfloßen. In dieser langen Zeit befolgten Wir die Vorschriften der heiligen Vorschriften; Unser unabänderlicher Grundsatz war es, den Himmel zu verehren und nach den Vorschriften der Altvordern zu leben. Wir haben das Volk geliebt (!) und der Staatsverwaltung die größte Aufmerksamkeit gewidmet. Eingedenk unsrer Schwächen und Mängel haben Wir Uns von Tages Anfang bis zur Nacht angestrengt und Uns selbst mit der größten Sorgfalt beobachtet. Wir haben alle die schriftlichen und amtlichen Eingaben sorgfältig durchgesehen; nicht selten hatte die Sonne schon ihre höchste Höhe erreicht, und Wir saßen noch nüchtern da über den Staatspapieren; selbst einen großen Theil der Nacht haben Wir den Staatsgeschäften gewidmet. So sind dreißig Jahre, ein Tag nach dem andern vergangen; Ruhe und Erholung haben Wir Uns niemals gegönnt. In Sparsamkeit und Einschränkung suchten Wir dem Reiche als Muster vorzuleuchten.

„Gleich bei Beginn der Regierung sind Erlasse ergangen, worin Wir das Volk vor Ausschweifungen, Leppigkeit und

Selbstsucht warnten (!); Wir sind der eifren Vergnügungssucht, dem Wohlleben und der Verschwendung von jeher feind gewesen.

„Wenn kein Regen erfolgte, bei Ueberschwemmungen und Hungernöthen haben Wir die Schuld selbst übernommen; Wir waren früh und spät in Kammer versunken (!), daß Unfre Mängel solche Not über das Volk gebracht. Wären Wir rein und tugendhaft gewesen, so hätten diese Abirrungen der Natur nicht stattgefunden (!).

„Aus Unsem Schätze sind zahlreiche Unterstützungen gewährt worden, um die Menschen in ihrer Betrübniß zu trösten; Wir haben auf den Vorschlag Unserer Beamten ganzen Provinzen die Steuern erlassen und in jeder nur erdenklichen Weise ihrer Not abgeholfen. Unsere Wohlthaten kamen wie ein reicher Regen über das Volk. Geiz ist uns immer fremd geblieben.“

Bezüglich seines Tronfolgerers sagt Taokuang am Schlusse seines Testaments:

„Sicherlich wird er sich der großen Aufgabe, welche wir auf seine Schultern legen, würdig zeigen. Der Himmel hat Menschen geschaffen und über sie einen Fürsten gesetzt, welcher sie wie Schafe weide (!). Das möge der Nachfolger, mein Sohn, bedenken immerdar; er möge unermüdet in Sorgfalt, Fleiß und Aufmerksamkeit, um das Volk zu erforschen und für sein Wohl arbeiten zu können. — Mögen seine Beamten — fleckenlosen Herzens sein und unermüdetlicher Tätigkeit in ihrem Berufe, damit durch ihren Beistand Meines Nachfolgerers Regierung überaus glänzend und ruhmvoll werde.“

Dieses ebenso von Eigenlob als von heuchlerischer Bescheidenheit erfüllte kaiserliche Testament kennzeichnet nicht allein die Beschränktheit seines Urhebers, sondern auch die des Volkes, welches einem solchen Herrscher zwanzig Jahre hindurch in slavischer Verehrung anhängen, das solch' ein Altentstück als Ausfluß höchster Weisheit aufnehmen konnte.

Freilich thaten das doch nicht alle Chinesen; wir wissen sogar von einem, der auf das Testament mit einer anonymen Denkschrift geantwortet hat, worin er die Zustände im Reiche der Mitte, im Gegensatz zu der kaiserlichen Schönfärberei, als völlig trostlos schildert. Diese Denkschrift ist aber unsers Wissens spurlos an dem Gemüthe und Verstande der ungeheuren Mehrheit des chinesischen Volkes vorübergegangen, für dieses paßte Ton und Inhalt des Manifestes, mit dem der himmlische Taokuang von ihm Abschied genommen hat, vollkommen.

Ein besonders bezeichnender Passus aus der erwähnten Denkschrift möge uns die gegenwärtigen chinesischen Verhältnisse — in den letzten dreißig Jahren haben sie sich um nichts Wesentliches gebessert — im Lichte der Wahrheit schildern:

„Der Himmelssohn hätte bedenken sollen,“ sagt der Verfasser, „daß die Beamten selbst es sind, welche die Verderbenheit des Volkes hervorrufen; da sie unterdrücken, betrügen und rauben, so bleibt der armen Bevölkerung nichts übrig, als sich ebenfalls durch Raub und Trug zu helfen. Die öffentliche Sicherheit wird theils durch die Polizei selbst gefährdet, theils läßt diese Dinge geschehen, welche in Wahrheit furchtbar sind. Die Leute werden aus ihren Häusern entführt und nur für große Summen wieder losgelassen. Räuber als Mandarine verkleidet, ziehen in Booten flußauf flußab und erheben unbefugt Steuern. Andere treiben sich im Lande herum, wo ihnen die Bauern Abgaben entrichten, damit sie ihrer Ernte, ihres Besitztums und Lebens sicher sind. In den Städten legen Banditen Feuer, schleichen dann herbei und tragen alles davon, unter dem Vorwande, zu retten und zu helfen. — Die höheren Beamten, welche aus der Ferne kommen — niemand erhält eine Stelle in seinem Geburtslande — haben keine Kenntnis der vielen Mundarten im Reiche; sie sind auf die Inhaber der niedersten Stellen, auf ihre Diener und Dolmetsche angewiesen. Diese nehmen Bestechungen, übersetzen falsch und erfinden tausenderlei Mittel und Wege, um Geld zu erpressen. Die Einnehmer sehen einerseits die Abgaben höher an; andererseits verschweigen sie gewisse steuerbare Erzeugnisse, streichen hiervon selbst die Erträgnisse ein und betrügen den Staat. — Am ärgsten aber steht es mit der Land- und Seemacht; sie gereicht dem Staate in voller Wahrheit nur zur Schande. Die Offiziere sehen blos auf Gewinn; eine große Anzahl der in den Listen aufgeführten Soldaten ist garnicht vorhanden; den Sold verteilen die Herren untereinander. Die kaiserliche Marine steht mit den Schmugglern in Verbindung, und so wird der Staatsschatz um Millionen betrogen. Am meisten Nachteil aber bringt dem Staate die Opiumeinfuhr in physischer, moralischer, wie in staatswirtschaftlicher Hinsicht. Die Bevölkerung

verkrüppelt und es gehen jährlich wenigstens 34—35 Millionen Dollars aus dem Lande.“

Man könnte meinen, der oppositionslustige Chinese übertreibe, die Zustände seien nicht so schlimm, wie er sie schildert. Dem ist aber nicht so; die Berichte unparteiischer europäischer Beobachter, welche viele Jahre in China gelebt haben, lehren, daß von Uebertreibung keine Rede ist, — im Gegenteil, jener Chinese sieht mancherlei furchtbare Uebelstände lange nicht mit so schlimmem Auge an, als wir das thun würden, weil die Macht der Gewohnheit ihm eingewurzelte Uebel, wie die haarsträubende chinesische Rechtspflege, in bei weitem milderen Lichte erscheinen läßt, als uns, die wir ähnlich barbarische Institutionen glücklich überwunden haben. In China wird noch gefoltert; die Verbrecher werden mit Strafen belegt, an die man nur zu denken braucht, um sich von Schauern ergriffen zu fühlen; da werden Lebendigen, bei vollem Bewußtsein befindlichen Menschen Brüste abgeschnitten, Muskeln ausgelöst, Finger und Zehen abgezwickelt, Arme zermalmt, Ohren verdreht, die Hände zwischen Bretter festgenagelt und was der unsagbaren Grauel mehr sind.

Solche Strafmittel zeugen denn doch unwiderleglich davon, daß im Charakter des chinesischen Volkes eine Roheit zurückgeblieben oder wieder eingezogen ist, die sich mit wahrer Kultur nie und nimmer verträgt. Aber nicht nur roh ist das chinesische Volk — es ist auch feig. Die Engländer hätten sich nun und nimmer in den Häfen einnisten, ein englisch-französisches Heer nicht Peking, die gewaltige Reichshauptstadt, einnehmen, die Russen im Norden Chinas nicht ein Gebiet nach dem andern an sich reißen können, wenn die Mehrheit des chinesischen Volkes aus Männern bestände, statt aus Weibern.

Daß die Feigheit der Chinesen von christlichen Missionären als die Tugend unverwundlicher Friedensliebe gepriesen wird, finde ich allerdings sehr christlich; mit Vernunft und Kultur aber hat eine Tugend nichts zu thun, welche dem, der sie übt, nichts einbringt, als Mißhandlung, Schmach und Nachtheil aller Art.

Noch eine Tugend der Chinesen gereicht ihnen zum Fluche. Das ist die Tugend der Genügsamkeit und Bedürfnislosigkeit. Der Chinese arbeitet wie ein Pferd für den dritten Theil des Lohnes, welchen der mit ihm konkurrierende amerikanische oder sonstige, einem europäischen Kulturvolke angehörende, Arbeiter bezieht. Dabei spart sich der Chinese noch in höchstens zehn Jahren ein für seine Begriffe stattliches Vermögen zusammen. Wie er

das macht, werden die Leser fragen? Nun, John Chinaman, wie ihn der Amerikaner nennt, ist eben „genügsam“. Zur Wohnung genügt ihm ein Loch, schmutziger, raumbeschränkter als ein Schweinstall; als Nahrung nimmt er, was er findet, — wenn's nichts andres ist: Schnaken und Regenwürmer, Mäuse und Ratten. Geistige Bedürfnisse hat er garnicht. Da kann er natürlich bei einem Dollar Arbeitslohn und darunter sehr bequem in einem Jahre 100 Dollars sparen. Daß er bei seiner übermäßig angestrengten Körperarbeit geistig und sittlich verkommt, ist ihm gleichgiltig.

Wenn es den Chinesen nicht gelingt, sich ihrer Friedensliebe und ihrer Genügsamkeit baldigst zu entledigen, werden sie über kurz oder lang nichts Besseres sein, als die Packesel der Kultur; sie werden zu einer Art von menschlichen Arbeitsmaschinen hinabsinken, welche von den andern Völkern der Erde, hauptsächlich natürlich von den herrschenden Klassen derselben, wie die Sklaven der alten Welt ausgebeutet werden dürften.

Glücklicherweise ist hier und auch in China ein Wiederaufleben ächter Kulturbestrebungen zu bemerken. Von dem thörichtesten Barbarrakadiren gegen die europäische Kultur kommen die Chinesen, wenn auch sehr langsam, doch mehr und mehr zurück. Vereinzelt Chinesen erscheinen auf europäischen und amerikanischen Universitäten; schon gibt es etliche chinesische Gelehrte, welche sich beeifern, die chinesischen Wissenschaften und Künste durch Bereicherung mit den europäischen Entdeckungen und Erfindungen zu vervollkommen. Die Bemühungen der chinesischen Regierung, sich durch Reorganisation ihrer Armee widerstandsfähiger und das Volk mannhafter zu machen, sind in neuester Zeit ernstlicher geworden; sie läßt gute geographische Kartenwerke anfertigen und mehrbändige Schriftwerke über die jüngsten europäischen Kriege von ihren Mandarinen abfassen, so über den deutsch-französischen Krieg von 1870. Man weiß davon, daß im chinesischen Volke Bestrebungen und Geheimbünde bestehen, welche gründliche Gesellschaftsreformen bezwecken, — und was dergleichen mehr ist.

Al' das aber sind doch bestenfalls erst schwache Keime einer wahren Kultur, theilweise nur sehr unsichere Andeutungen, daß das chinesische Volk dereinst das Gewicht seiner ungeheuren Anzahl in die Waagschale der Völkergeschichte zu Gunsten der modernen Kultur werfen will. Was wäre aber für die Menschheit gewonnen, wenn im bevorzugtesten Welttheile 4 bis 500 Millionen sich zu raschem Kulturfortschritte aufrafften?!

## Mein Freund, der Klopfsgeist.

Eine Spiritistengeschichte aus dem letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts. Von S. G.

(IX. Der Brief meiner Mutter. — Was um Mitternacht des 30. Dezembers 1853 geschah.)

Eine Thatsache — ja! Ich öffnete mein Pult und die Brieffchatulle darin und nahm einen Brief meiner Mutter heraus, den ich erst gestern empfangen hatte.

Die Mutter schrieb in ihrer geisthaschenden, gesucht ungesuchten Weise über alles und nichts: über Winter und Wetter, über das Eislaufen, dessen sie in Mailand entbehren müsse, wo sie sich eben zum Besuche einer dort verheirateten ehemaligen Kollegin aufhielt, von ihrer Absicht, irgendwohin nach Holland oder auch nach Danzig zu gehen, um jene ihr jetzt so unentbehrliche Körperbewegung recht zu genießen, vom Theater im allgemeinen und der Oper insbesondere, von meinen Studien und der Nothwendigkeit, daß ich bald Professor würde — sie meinte, es müsse ihr, der wie die ewige Jugend selbst konservirten Matrone, ungemein gut lassen, wenn sie von ihrem Sohne, dem Professor, sprechen könne; bedauerte, daß ich zu meinem Fachstudium nicht die Medizin erwählt, weil ich ihr dann jedenfalls helfen könnte, dafür zu sorgen, daß sie ihre Stimme nicht verlore, empfahl mir aufs wärmste einen von ihr selbst soeben mit vieler Mühe erfundenen Champagner-Chokoladenpunsch, der unzweifelhaft die Krone aller Getränke sei, versicherte, sie hätte jetzt überhaupt furchtbar viel zu thun, ihre Kollegin habe nicht eine Spur davon gelernt, wie man ein großes Haus mache, ihr Mann sei ein Parvenü, der zwei oder drei Millionen Francs mit seiner ersten Frau, der buckligen schwindsüchtigen Tochter eines Shawl- und Teppichhändlers erheiratet habe, nun richte sie den beiden unbeholfenen Menschen ihre Villa „menschlich“ ein, arrangire Dejeuners, Dinners, Soupers, Bälle u. s. w. u. s. w., ergänze die

Garderobe der Freundin in der unbedingt nothwendigen fashionablen Weise, zöge alle Männer von Geist, Gelehrte, Schriftsteller und Künstler in die Zirkel ihrer Gastfreunde, kurz, sie mache sich in aller nur denkbaren Weise verdient um dieselben und opfere sich rein auf.

Soweit hatte ich den Brief wieder überflogen. Ich wußte nicht, wo das stand, was ich suchte; auch zuerst hatte ich den Brief, wie ich es mit den Zuschriften meiner Mutter immer zu thun pflegte, nur flüchtig durchgesehen und hatte ihn beiseite gelegt, ehe ich noch völlig klar war, was sie mir alles mittheilte, weil es schon spät war und meine Braut mich sicherlich schon seit langem erwartete.

Auf dem Wege war mir dann deutlich vor die Seele getreten, daß ich unter dem vielen andern eine Bemerkung über eine mir sehr wichtige und interessante Angelegenheit gelesen hatte und heute war mir auf einmal, als wenn ich ganz genau wüßte, was meine Mutter geschrieben und daß dieses nichts weniger sei, als die Bestätigung einer höchst auffälligen Thatfache.

Unnützig, daß ich solange und bisher so fruchtlos gesucht, schlug ich die letzten Blätter des langen Briefes um. Da fiel mein Auge auf die letzte der drei Nachschriften und — wahrlich! — diese enthielt, was ich suchte.

„Noch eins! Aber nun das allerletzte, guter Hans!“ schrieb die Mutter. „Du fragtest in einem oder in gar zwei Deiner früheren Briefe an, ob ich wüßte, was wohl in der Nacht des 30. Dezembers 1853 Deinem Vater und Dir geschehen sei. Ich konnte mich auf nichts besinnen, deshalb schrieb ich in meinem letzten Brief nichts davon. Zufällig zeigt mir Olinda,“ — das war der Theaterspitzname der Freundin meiner Mutter — „alle

meine Schreiben an sie, und denke, Hans, da finde ich eins darunter vom 2. Januar 1854, in welchem ich ihr berichte, daß drei Tage vorher in der Nacht um 12 Uhr Feuer in Deinem Schlafzimmer ausgebrochen sei, durch die Unvorsichtigkeit Deiner Wärterin veranlaßt und daß diese in blinder Angst hilflos schreiend ohne Dich davon gelaufen sei. Wir alle gaben Dich damals schon verloren — ich wollte zu Dir — fiel aber aus einer Ohnmacht in die andere. Dein Vater aber — so energisch und ohne alles Bedenken, wie ich ihn nie wieder im Leben gesehen habe, stürzte mit einem nassen Tuch vor dem Munde in das mit dickem Qualm erfüllte Zimmer und rettete Dich. Nun sage mir, lieber Hans, wie bist Du jetzt auf diese alte Affaire gekommen — von der ich meines Wissen nie im Leben mit Dir gesprochen habe? — Encore — tausend Adieu!“

Dies die Nachschrift und die Bestätigung meiner Vermuthung, daß jene mysteriöse Bemerkung des angeblichen Klopfsgeistes in der ersten und bisher einzigen großen Spiritistenfözung, der ich beigewohnt, einen thatsächlichen Hintergrund habe, die Bemerkung: „Dein Vater läßt Dir sagen durch mich, er wolle noch einmal mit Dir thun, wie in der Mitternachtsstunde des 30. Dezember anno domini 1853 er gethan hat.“

Mein Vater, mein guter, und ich mußte hinzusehen, da mir nie so lebendig, so offenkundig das leichtfertige, oberflächliche, herzengarme Wesen meiner Mutter entgegengetreten war, als aus ihrem jüngsten Briefe, mein armer — trotz all' seines Reichthums

und all' seiner Gelehrsamkeit armer Vater — er hatte mich gerettet aus Feuersgefahr, ohne ihn wäre ich, das hilflose Kind, elendig verbrannt, meine Mutter konnte mich ja nicht retten, vor lauter überhäufigem Gefühle mußte sie aus einer Ohnmacht in die andere fallen.

Und mein Vater will noch einmal mit mir thun, was er in jener Nacht gethan? Noch einmal? Sollte mir noch einmal so furchtbare Gefahr nahe sein? — Thorheit! Muß es denn das Feuer sein, was das Leben bedroht? Das Leben — ja nun war mir klar, was da der Klopfsgeist gemeint, er hatte sicherlich sagen wollen, der Geist meines Vaters gedenke mir das Leben zu retten, ein geistiges Leben, das Leben in der Wahrheit, denn nur das ist wahres Leben und der große Dichter hat nicht recht, der da sagt: Nur der Irrthum ist das Leben — und das Wissen ist der Tod. Nein — nein: nur die Wahrheit ist das Leben und der Irrthum ist der Tod, und wenn das Leben im Irrthum auch noch so hell aufleuchtet, auch noch so geräuschvoll dahinströmt, es ist und bleibt ein Scheinleben, ein Vegetiren, in dem sich nur der glücklich fühlen kann, der nie geahnt hat, was wahres geistiges Leben, was die Freude an der Erkenntniß des Wahren bedeutet, wie sie den Menschen emporhebt, adelst, verklärt, heiligt —

Ich stürzte zu meinen Büchern und vergrub mich in die gedruckten Mysterien des Spiritismus.

(Fortsetzung folgt.)

## Störfang in der Elbe.

Von H. Schlüter.

(Hierzu die Illustration auf Seite 104.)

Unterhalb Hamburg, der alten Hanse- und Handelsstadt, dort, wo die Elbe ihre trüben Fluthen der Nordsee entgegenwält, breitet sich am rechten Ufer des Stroms die Elbmarsch aus, einer der fruchtbarsten Landstriche des fruchtbaren Schleswig-Holstein. Nur vereinzelt unterbricht ein Baum oder Strauch die Ebene; fette Wiesen mit prächtigen Rinderheerden, reiche Korn- und blühende Rapsfelder sind der Stolz des Marschbauern, und nur wenig Pflüge und Aufmerksamkeit wird der Baumzucht geschenkt. Nur dort, wo der Bestand seines Eigenthums gefährdet erscheint, hat er eine Ausnahme gemacht, und daher erblicken wir am Rande der Buchten und Gräben, welche mit dem hier schon breiten und mächtigen Elbstrom in Verbindung stehen, Reihen von rasch wachsenden Vertretern der Baumwelt, wie Weide und Pappel, deren Stedlinge der berechnende Eigenthümer des Landes hier eingesezt, weil er weiß, einen wie festen Damm der mit Baumwurzeln durchzogene Uferstrand der untergrabenden Thätigkeit des Wassers entgegenstellt.

Hierher, an die Flüsse und Gräben der Elbmarsch will ich heute den freundlichen Leser führen.

Gar einsam sind die Marschen, und besonders ist es der „Butendiel“ — das Land, welches, außerhalb des Deiches gelegen, mit seinen Nied- und Schilfflächen von der Natur zum Reich des Rübigs und der wilden Ente bestimmt zu sein scheint. Nicht ein einziges Haus ist hier sichtbar — übt doch hier, in der Nähe des Elbstroms, das Wasser schon seine Herrschaft aus — denn brandend ergießen sich die Fluthen über diese weiten Flächen, wenn im Frühjahr und Herbst der Nordwestwind daherzieht — und nur die Deiche schützen die Wohnungen der Menschen vor der zerstörenden Gewalt des Elements.

Es ist morgens früh. Die Einsamkeit der Marschen wird nur unterbrochen durch einen daherkommenden Fischer, der, in Begleitung seines Knechtes, sich soeben an sein Tagewerk begeben will, nachdem er den Sonntag inmitten der Seinen zugebracht. Es sind kräftige, wettergebräunte Gestalten, diese Männer, die das Ruder auf der Schulter, die kurze Thonpfeife im Munde, den „Südwestler“\*) auf dem Kopfe, so trotzig dreinschauen, als ob sie sich bewußt wären, daß ihre Vorfahren den Boden, auf dem sie wandeln, dem Wasser abgezungen haben. Und doch, s'ist ein gar herzliches, sitzes Völkchen, diese Bewohner der Marschen, welche unter rauhem Außern ein gutes Gemüth bergen, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß ein etwas stark ausgeprägter Erwerbssinn häufig den Verkehr mit ihnen verleidet.

Doch folgen wir dem Fischer, der dort sein Ziel erreicht zu haben scheint.

Am Uferand des Grabens liegt ein einmastiges Schiffchen ohne Takelage; es ist das „Fahrzeug“, die „Jolle“ des Fischers. Am Ufer steht ein hoher, starker Mastbaum, an welchem ein mächtiges Fischernetz in die Höhe gezogen, und augenscheinlich zum Trocknen bestimmt, vom Winde hin und her bewegt wird. An der Größe des Netzes, wie an der Weite der Marschen ersehen wir, daß es nicht besonders zarte Wesen sein können, auf welche unser Begleiter Jagd zu machen gedenkt — und dem ist auch nicht so, denn es sind schon ziemliche Ungethüm, denen er nachstellt, es sind — Störe und unser Freund ist ein Störfischer.

Luftig in die frische Morgenluft aufsteigende Rauchwölkchen, welche dem als Schornstein dienenden Feuerrohr, das über das Verdeck der Jolle emporragt, entquellen, zeigen uns, daß der Fischer mit der Zubereitung seines Morgenkaffees beschäftigt ist. Wir laden uns zu Gast und während wir uns an dem braunen Trank laben, lassen wir einweilen den Fischer einige Mittheilungen über sein Gewerbe machen.

Es ist ein ziemlich einförmiges, dabei auch beschwerliches Handwerk, die Störfischeret. Wochenlang ist der Fischer an seine einsame Jolle am Strande gefesselt, um nur dann und wann Sonntags sich zu den Seinen zu begeben und die ausgegangenen Lebensmittelvorräthe wieder zu ergänzen. Dabei muß er des Tages 2—3 mal, je eine „Tid“\*) von 6—7 Stunden auf den Strom hinausfahren, um der Fischeret obzuliegen. Kein Wetter und kein Sturm darf ihn zurückhalten. Aber auch in der Zeit, die zwischen der Rückkehr und der Wiederausfahrt liegt, hat er keine Ruhe. Während der Fischer, um im etwas frugalen Mittagmahl einige Abwechslung zu schaffen, versucht, Aale zu fangen, muß der Fischernetz den Strand absuchen, ob nicht das Wasser einiges Brennholz angeschwemmt hat, oder ob sich nicht ein Rübigs- oder Entennest entdecken läßt, dessen Inhalt an Eiern dann gleichfalls als willkommene Zugabe dem Mittagmahl hinzugefügt wird.

Unterdeß ist der Kaffee getrunken; — der Knecht hat bereits ein neben der Jolle liegendes kräftig gebautes Boot ohne Verdeck zur Abfahrt fertig gemacht. Das Netz wird vom Mastbaum herab ins Boot gelassen, und — wir steigen ein. — Einige kräftige Ruderschläge bringen uns aus dem Graben heraus, in welchem, halb im Schilf verborgen, die Jolle verankert liegt. Wir kommen in breiteres Fahrwasser. Es ist die Krüdenaue, auf welcher wir uns befinden, und die jetzt, von dem gewerbreichen Städtchen Elmshorn herfließend, mit der Ebbe ihre Wasser rasch dem Elbstrom entgegenführt. Unser Boot, vortrefflich gebaut, durchschneidet, doppelt getrieben durch die Strömung und den kräftigen Ruder Schlag der Fischer, zischend das Wasser. In weniger als einer Viertelstunde befinden wir uns draußen auf dem hier eine Stunde breiten Strom. Etwa 15 Minuten quer vom Lande ab wird ein vorn am Boot befestigter Anker ausgeworfen und — das Boot liegt, leicht geschaukelt von den spielenden Wellen, mitten auf dem Strome da. — Es ist noch nicht Zeit, auszufegen; indeß reißt sich unser Fischer vergnügt die Hände; ist er doch der erste heute und hat als solcher das Recht, zuerst auch seine Netze in die Tiefe zu senken, was als gutes Omen für den Fang gilt.

Nach und nach kommen mehrere Fischer hinzu, die gleichfalls in unserer Nähe ihre Boote festlegen. Auch Kollegen von der linken Seite des Stromes, die Finkenwerder, kennbar an ihrer besonderen Tracht und ihren größeren Booten, stellen sich ein; die Unterhaltung wird eine lebhaftere, da die Fischer der linken Seite des Stromes gegen die Rivalen von der andern Seite ihren Groll, der dem Konkurrenzneid entspringt, in scherzhafter Weise Luft machen.

Aufmunternde Zurufe machen unsere Bootsführer darauf aufmerksam, daß es Zeit geworden, die Netze auszufegen. Der Anker wird gehoben und die Strömung reißt das Boot fort. Während nun der Fischer das Boot quer über den Fluß rudert, wirft der Knecht eine auf einer langen Leine befindliche Tonne ins Wasser; diese, am Netz befestigt, zieht, während das Boot immer weiter gerudert wird, nach und nach das ganze Garn über den Rand des Bootes hinweg ins

\*) Zeit, wenn gewöhnlich gefischt wird, entweder am Ausgang der Ebbe oder Ende der Fluth.

\*) Gut aus gedütem, wasserdichtem Zeug.

Wasser. Oben am Netz ist eine starke mit demselben gleichlaufende und gleichlange Leine, die „Semm“, befestigt, in welcher das Netz hängt. An diese „Semm“ sind wiederum in Zwischenräumen von 18 Fuß Leinen befestigt, die, 15 Fuß lang, am Ende die „Pümpel“ tragen. Diese Pümpel sind keulenförmige Holzstückchen, die den Zweck haben, das Netz aufrecht im Wasser zu halten und gleichzeitig, auf dem Wasser schwimmend, den Stand des Netzes anzugeben. Während nun das Garn über Bord gleitet, hat der Knecht die Pümpel ins Wasser zu befördern, sodas dieselben in gleicher Entfernung von einander stehen. (Fortsetzung folgt.)

**Ein Indianerüberfall.** (Bild Seite 105.) Es gibt Menschen, die den Werth der fortschreitenden Civilisation durchaus nicht begreifen wollen. Der Kulturfortschritt vernichtet unbarmerzig die alten Lebensbedingungen, Anschauungen und Gewohnheiten. Wie stark die Macht der Gewohnheit und des Vorurtheils gegen das Neue ist, davon haben wir aus dem Leben der civilisirten Nationen mehr als genügende Beispiele. Es ist daher kein Wunder, wenn wir dieselben Erscheinungen bei jenen unter dem Namen Indianer bekannten Ureinwohnern Amerikas antreffen. Für diese ist die Einführung der Civilisation gleichbedeutend mit ihrer Vernichtung, und selbst das die allgemeine Menschenliebe predigende Christenthum ist bisher nicht im Stande gewesen, diesen Glauben zu erschüttern. Selbst da, wo die Jesuiten mit dem christlichen Glauben die Gebräuche und Berufsbeschäftigungen der weißen Rasse bei den Rothhäuten eingeführt hatten, verschwanden bei den letzteren diese neuen Sitten wieder von dem Moment an, in dem ihre Lehrer ihnen den Rücken kehrten. Man hat behauptet, daß der Indianer infolge seiner Rassenanlage anders denke und fühle, als der Europäer, weswegen er das Wesen der Kultur des letzteren garnicht erfassen könnte. Inwieweit dies richtig ist, mag von berufener Seite untersucht werden, die Thatfachen scheinen allerdings dafür zu sprechen. Soviel steht fest, der Indianer weiß oder fühlt, daß er bei Annahme der Kultur der weißen Völker seine bisher innegehabte Lebensposition, also sich selbst, aufgeben muß, er wehrt sich deshalb und führt den Kampf ums Dasein bis aufs Messer, wodurch er aber grade das noch rascher herbeiführt, was er zu verhindern beabsichtigt: seine gänzliche Vernichtung. Die vielen blutigen Feinden mit diesen hartnäckigen Volksstämmen veranlaßten bereits im Jahre 1825 den Kongreß zu Washington, alle Indianer vom östlichen Gebiet des Mississippi über die westliche Grenze des Staates Illinois in das 3487 Quadratmeilen umfassende jetzige Indianergebiet zu verweisen. Manche fügten sich gutwillig, andre Stämme mußten gewaltsam zur Uebersiedlung gezwungen werden. So die Seminolen 1832, die Tschirokokens 1838. Es wurden von den Unionsstaaten Superintendenten und Agenten eingesetzt, welche die Verträge zu überwachen haben, und seit 1851 ist vom Kongreß ein Indianeramt eingerichtet worden. Am 23. September 1851 wurde zu Fort Laramie mit den Stämmen der Sioux, Arapahanas, Crows, Assiniboins und Arrifanas ein „ewiger Friedens- und Freundschaftsvertrag“ abgeschlossen; doch war, wie die späteren Kämpfe zeigen, die „Ewigkeit“ von sehr kurzer Dauer. Einzelne Stämme, wie z. B. die „Nation der Tschirokokens“, haben sich allerdings nach mehreren übereinstimmenden Nachrichten den civilisatorischen Bestrebungen der Unionsregierung nicht abgeneigt gezeigt, haben Schulen, Gerichte, Akademien, und damit es am besten nicht fehle, Polizei und eine Verfassung, eingeführt, treiben Ackerbau u. dgl. Das dürfte jedoch keinen besonders wichtigen Beweis für die Entwicklungsfähigkeit dieser Rasse abgeben, wenn man in Betracht zieht, daß verschidene Stämme bereits bei der Besitzergreifung Amerikas durch die Europäer eine relativ höhere Kulturstufe einnahmen, und wenn andererseits zugleich die Abnahme der Bevölkerungszahl dieser Stämme gemeldet wird. Bemerken doch diese günstig lautenden Berichte selbst von den „offenbar gebildetsten und civilisirtesten Indianern“, daß noch „viel fehle, um sagen zu können, sie seien wirklich civilisirt“. Andere, wie die schon genannten Sioux, die Kiowas, Chevaness, Arapahoos, Crows und Comanches, trieben ihre Raubzüge und mit bestialischer Grausamkeit ausgeführten Kriege gegen die verhassten „Blasgesichter“ ruhig weiter. Die zahlreichen Berichte über die Ueberfälle, Ausplünderungen und Zerstörungen der Eisenbahnzüge, Postwagen und Stationshäuser, Auswandererzüge u. s. f. können wir hier füglich übergehen. Es genügt, zu bemerken, daß die in fortwährender Gefahr schwebenden Farmer gleichfalls zu den schlimmsten Repressalien griffen, sich Bluthunde gegen den grausamen und gefährlichen Feind anschafften, und daß die Pantees die Indianer nur noch als Raubthiere betrachteten, deren Ausrottung förmlich als verdienstlich hingestellt wurde. Anfälle, 1862 von den Sioux und Dakotas ausgeführt, hatten neben den zahlreichen Ermordungen von Weißen beiderlei Geschlechts, den Verstümmelungen und Schändungen der Frauen zur Folge, daß 20 bis 30 000 Menschen aus ihren Wohnsitzen entfliehen mußten. Die wenigen

Soldaten, welche wegen des Krieges der Nordstaaten mit den Rebellen des Südens zu Hilfe kommen konnten, wurden gleichfalls niedergemacht. Als Charakteristikum zu letzterem Ueberfall der Indianer mag jedoch angeführt werden, daß diese von den Sklavenbaronen des Südens dazu aufgefastet worden waren. Um die Reisenden vor den rothen Barbaren zu schützen, hat man an den gefährlichsten Verkehrsstraßen einige kleine, allerdings wenig bemannte Forts angelegt. Namentlich in jenen großen Prairien, die sich vom Missouri bis zu den Rocky Mountains (Felsenberge) und von dort bis zu den Bergen der Sierra-Nevada erstrecken. Letztere dehnt sich vom Norden nach Süden 550 Meilen aus und besitz nach den Schilderungen von Reisenden Partien, die an Pracht und Schönheit mit der schweizer Alpenwelt wetteifern. Daß diese Gegend bisher weniger besucht wurde, hat wohl meist seinen Grund in der geschilderten Gefahr, die durch unsere Illustration sprechend veranschaulicht wird. Es ist einer von jenen oben genannten besonders feindlichen Stämmen, der den Postwagen von Wells, Fargo & Comp. angefallen und der vielleicht die Reisenden mit sammt ihren bewaffneten Beschützern vermittels der wohlgezielten und mit dem bekannten indianischen Pfeilgift getränkten Pfeile ins Jenseits spedirt. Tomahaw und Scalpirmesser werden vollenden, was die erstere Waffe übrig gelassen. Die wenigen, die durch einen glücklichen Umstand der sehr nahen Todesgefahr in dem wüsten Oberland entgehen, verzichten wohl auf den ersehnten Genuß der Romantik in den Sierra-Nevada-Bergen und machen rechtsumkehrt, froh, mit dem Schrecken davongekommen zu sein. Dem Tode geht der Indianer mit stoischer Ruhe, wenn nicht mit Gleichgültigkeit entgegen, und man hat wohl nicht Unrecht, wenn man in dieser Geringschätzung des Lebens das größte Hemmnis für eine fortschreitende Gesittung sieht. Wir möchten aber darin auch einen Beweis für die Unzulänglichkeit der Christianisirung dieser Völkerschaften sehen, da das Christenthum ja in einem seiner Fundamentalsätze, die Er tödtung des Fleisches und der darin liegenden Verneinung des irdischen Seins, hierin ihnen entgegenkommt. Die Thätigkeit der Missionäre wird deswegen auf diesem Gebiet wohl weniger durch die christlichen Lehren an sich genützt haben, als durch die Förderung allgemeiner Kultur, bürgerlicher Berufsarbeit u. s. w. Bei Vernachlässigung des letzteren mußte ein Erfolg für die erstere ausbleiben. Die Schwierigkeiten, welche diesem Bestreben die 5—600 Sprachen der Indianer entgegenstellten, wollen wir nicht verkennen, aber sie sind doch nur untergeordneter Natur gegenüber der jahretausende alten Gewohnheit des Jäger- und Nomadenlebens. Mehr Aussicht auf Erfolg dürften die Reformbestrebungen der Vereinigten Staaten haben, aber die rapide Entwicklung der weißen Völker Amerikas wird aller Wahrscheinlichkeit nach diese in ihren Anschauungen und Gebräuchen verknöcherten Volksstämme überfluthen und total vernichten, bevor noch das Werk der Regeneration zum Abschluß gelangt ist. art.

### Aus allen Winkeln der Zeitliteratur.

Politische Gleichstellung der Frauen in Oregon. Amerikanische Zeitungen meldeten gegen Ende Oktober: „Die Legislatur des Staates Oregon hat eine Abänderung der Verfassung zu Gunsten des Stimmrechtes der Frauen vorgenommen.“ Der Staat Oregon, der seit Jahren bereits weibliche Aerzte und Priester aufzuweisen hatte, und demnächst seinen Verwaltungskörper durch weibliche Richter ergänzen wird, grenzt südlich an Neukalifornien, westlich an den Stillen Ozean, nördlich an Neuhanover und östlich an das Fessengebirge, welches ihn von dem Distrikt der Hudsonkompanie trennt. — Wenn die Verwendung der Frauen im Staatsdienste in Oregon sich bewährt, so wird sie sicherlich auch in anderen Territorien Amerikas bald nachgeahmt werden. z.

Perlen sind um deswillen kostbar, weil die Perlenfischerei mit großer Lebensgefahr verknüpft ist. Im persischen Golf haben im verfloffenen Jahre 30 Taucher ihren Tod gefunden — während der Werth der gefischten Perlen auf 6 mill. Mark geschätzt wird. -z-

### Sprechsaal für jedermann.

Wo befindet sich Mr. Charles Richter, Schlosser und Eisenarbeiter, 42—44 Jahre alt, geboren in Bernsdorf bei Dschak (Sachsen). Derselbe hatte im Mai 1871 die Adresse: Ch. Richter, care of G. Burkhardt, Nr. 5 Frankfort-Str. New-York, City, und wohnte im Februar 1872 bei Mr. Hegerlein, Nr. 11 Rose-Str. New-York, wo er verheiratet war. Derselbe wird gebeten, seine Adresse an Carl Richter (Familie Schindler) Crimmitschau-Wahlen, Sachsen, behufs wichtiger Mittheilung gelangen zu lassen. — Alle befreundeten Blätter werden um Abdruck gebeten.

Inhalt. Die Schwestern, Roman von M. Kautsky (Fortsetzung). — Ein Musterinstitut für volkstümliche Naturkunde; der botanische Garten zu Breslau, von Rothberg-Lindener (Schluß). — Tschungtue, das Reich der Mitte. Studie von Maximilian Dittrich (Schluß). — Mein Freund, der Klopfsgeist. Eine Spiritistengeschichte aus dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, von H. E. (IX.). — Störfang in der Elbe (mit Illustration). — Ein Indianerüberfall (mit Illustration). — Aus allen Winkeln der Zeitliteratur. — Sprechsaal für jedermann.